

Antje Langer
Claudia Mahs
Barbara Rendtorff (Hrsg.)

14/2018

**Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung
in der Erziehungswissenschaft
Weiblichkeit – Ansätze zur Theoretisierung**

Verlag Barbara Budrich



Jahrbuch
Frauen- und Geschlechterforschung
in der Erziehungswissenschaft

Folge 14/2018

Redaktion

Jürgen Budde
Marita Kampshoff
Astrid Messerschmidt

Beirat

Birgit Althans, Sabine Andresen, Robert Baar, Rita Casale,
Bettina Dausien, Isabell Diehm, Hannelore Faulstich-
Wieland, Susann Fegter, Edgar Forster, Edith Glaser, Jutta
Hartmann, Carola Iller, Margret Kraul, Andrea Liesner,
Martin Lücke, Susanne Maurer, Vera Moser, Inga Pinhard,
Melanie Plößer, Annedore Prengel, Barbara Rendtorff,
Anita Thaler, Christine Thon, Katharina Walgenbach

Antje Langer
Claudia Mahs
Barbara Rendtorff (Hrsg.)

Weiblichkeit – Ansätze zur Theoretisierung

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2018

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2018 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-2194-8 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1220-5 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de

Typographisches Lektorat: Anja Borkam, Jena

Druck: paper & tinta, Warschau

Printed in Europe

Inhalt

Thementeil

Barbara Rendtorff & Antje Langer

Einleitung..... 7

Meike Sophia Baader

Von der Normalisierung zur De-Zentrierung nach 1968.

Mütterlichkeit, Weiblichkeit und Care in der Alten und in der Neuen
Frauenbewegung..... 15

Bastian Lasse

„Pioniergeist“ im Worte. Weiblichkeitskonstruktion bei Frieda von
Bülow..... 39

Anna Orlikowski

Weiblichkeit als Zweideutigkeit: Phänomenologische Zugänge im
Spannungsfeld zwischen Beschreibung und Konstituierung 53

Frauke Grenz

„Das muß ihr als Frau erstmal eine oder einer nachmachen!“ Sind
Angela Merkel und Ségolène Royal Beispiele für hegemoniale
Weiblichkeit? 69

Carrie Paechter

Hegemonic femininities in the classroom..... 85

Melanie Kubandt

Weiblichkeit als Normalitätsfolie in der Kindertageseinrichtung –
empirische Perspektiven auf die *gendered occupation* der
pädagogischen Fachkraft 103

Offener Teil

Arzu Çiçek & Astrid Messerschmidt

Anfeindungen der Differenz. Nation und Geschlecht in der deutschen Migrationsgesellschaft	113
--	-----

Maya Halatcheva-Trapp

Rationalität und Relationen. Zum Verhältnis von Weiblichkeit und Mütterlichkeit aus wissenssoziologisch-diskursanalytischer Perspektive.....	125
--	-----

Autor_innen.....	137
-------------------------	------------

Einleitung

Barbara Rendtorff & Antje Langer

Wie lässt sich über Weiblichkeit sprechen, wenn zugleich bezweifelt wird, ob es sie überhaupt gibt? Wenn die konstruktivistische Perspektive auf Geschlecht dieses als kontingente Zuschreibung definiert? Wenn in jedem Sprechen die Gefahr besteht, ungewollt vereindeutigende Zuschreibungen vorzunehmen und sie damit zu reifizieren?

Der Impuls für einen Band zu „Weiblichkeit“ rührte vor allem aus der Feststellung, dass derzeit sehr viel über Männlichkeit und Väterlichkeit geforscht wird – aber wenn wir die Diagnose ernst nehmen, dass ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ nur als relationale Begriffe zu verstehen sind, dann fehlt ein Pendant, mit dem und anhand dessen theoriegeleitete Überlegungen zu Geschlecht und Geschlechtervorstellungen entwickelt werden könnten. Dazu kommt, dass wir es für eine feministische Theorieentwicklung wie auch für die Erziehungswissenschaft als äußerst relevant einschätzen, aktuelle Diskurse über Weiblichkeit und Männlichkeit zu kennen, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen zu können.

Im *Call for papers* für diesen Band hatten wir vorausgeschickt, dass wir selbstverständlich nicht von der Annahme ausgehen, dass es nur eine Form von Weiblichkeit gäbe oder eine (gar hegemoniale) Weise, individuelle Weiblichkeitsentwürfe zu gestalten oder individuelles, subjektiv empfundenes Frau-Sein gesellschaftlich zu leben. Doch die Wahl eines Plurals („Weiblichkeiten“) würde verdecken, dass jede Vorstellung von ‚Weiblichkeit‘, gerade weil es sich um eine relationale und immer schon soziale Zuschreibung handelt, sich nur aus dem Kontext zweigeschlechtlicher Gesellschafts- und Geschlechterordnungen verstehen lässt – ganz unabhängig davon, wie diese Zuschreibung individuell empfunden, gelebt oder bekämpft wird. Angesichts der Tatsache, dass es seit Jahrzehnten so gut wie keine theoretische Auseinandersetzung mit Weiblichkeitskonzepten und ihren Folgen für gelebtes Leben gibt, ging es uns deshalb weniger um ‚Frauen‘ oder die Beschreibung von Phänomenen, sondern um Ansätze zum theoretischen Verständnis von Weiblichkeit und dessen Differenzierung. Der Band greift verschiedene Aspekte auf, um dieses Ansinnen weiter zu debattieren: Diskurse über Weiblichkeit und Auseinandersetzungen mit analytischen Fassungen einer ‚hegemonialen Weiblichkeit‘, Brückenschläge zu leibtheoretischen Überlegungen,

Beiträge im Spannungsfeld von Weiblichkeit und Mütterlichkeit sowie zur Rolle entsprechender Zuschreibungen in pädagogischen oder beraterischen Settings.

Es ließen sich selbstverständlich viele weitere Facetten ausleuchten und diskutieren, so gibt es beispielsweise leider keinen Beitrag, der z.B. aus einer heteronormativitätskritischen oder queeren Position das Konzept von Weiblichkeit selbst grundsätzlich und radikal infrage stellt. Der Band kann jedoch, so hoffen wir, dazu beitragen, eine Thematisierung aus unterschiedlichen Perspektiven weiter anzustoßen.

Analytisch betrachtet verstehen wir ‚Weiblichkeit‘ als ein Konzept, das vor dem Hintergrund der Konsolidierungsdiskurse der Bürgerlichen Gesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert in enger und unauflöslicher Verbindung zu sozialer Verantwortung und Mütterlichkeit ausgestaltet wurde, zugleich mit einem klar umrissenen und begrenzten Tätigkeitsfeld und einer ebenfalls klar definierten sozialen Position. Es etablierten sich relativ starre Deutungsmuster, mit deren Hilfe Weiblichkeitsvorstellungen konfiguriert und tradiert wurden. Trotz größter Unterschiede in den Lebensverhältnissen zwischen den verschiedenen Ständen bzw. Klassen war die Verbindung zu Mütterlichkeit und allen Bereichen *sozialer Fürsorge* für alle Konzepte von Weiblichkeit maßgebend. Die historisch den Vätern zugeordnete *soziale Verantwortung* konzentrierte sich dagegen auf die Existenzsicherung der Familie und die den Männern zugeordnete Verantwortung für die Sicherheit von Gemeinschaft und Staatswesen.

Auf der Ebene der gesellschaftlichen (Geschlechter-)Ordnung wurden diese getrennten Verantwortungsbereiche unter dem Stichwort der ‚Sphärentrennung‘, der ‚separate spheres‘ verhandelt und entsprechende Charaktertypologien plausibilisiert, die von den zeitgenössischen Philosophen entwickelt und diskutiert wurden. Hier erscheint die „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976) als gegebene „Zerspaltung der Natur“ (Schleiermacher) – mit einer Kontrastierung von (männlicher) Aktivität und (weiblicher) Rezeptivität (etwa bei Humboldt – vgl. Heinz 2012) und in Verbindung mit der Entgegensetzung von Staat und Familie, von Privatheit und Öffentlichkeit. Während Staat und Öffentlichkeit als Sphäre des „menschlichen Gesetzes“ durch das Männliche repräsentiert werden, wird die Familie als Bereich des „göttlichen Gesetzes“ und der Natur konzipiert (so etwa bei Hegel – vgl. Bockenheimer 2012), repräsentiert durch eine als naturnäher entworfene Weiblichkeit, der eine ‚bewahrende Gegenkraft‘ zur entfremdenden gesellschaftlichen Sphäre zugeschrieben wurde. Um diese ‚Gegenkraft‘ als ihre ‚menschliche Eigenart‘ gegen die Gesellschaft behaupten zu können, erschien es folglich nur logisch, Frauen von Öffentlichkeit und öffentlichen Belangen fernzuhalten. Die Aufteilung der Sphären schien so im Interesse aller Beteiligten zu liegen, erzwang aber gleichwohl die Separierung der Frauen und ihren Ausschluss aus dem öffentlichen Raum.

Die Kontrastierung von öffentlicher und privater Verantwortung führte in den im 19. Jahrhundert entstehenden pädagogischen Theorien zu einer Entgegensetzung von Bildung und Erziehung, einem weiblich konnotierten Raum der (überwiegend häuslichen) Erziehung der kleinen Kinder und der heranwachsenden Mädchen gegenüber einem Raum der Bildung für die älteren Knaben – mithin zu einer Territorialisierung des gesellschaftlichen wie auch des pädagogischen Feldes. Diese Entgegensetzung prägt die erziehungswissenschaftlichen Konzepte und zeigt sich noch heute in der größeren Präsenz von Frauen bei den jüngeren Kindern und dem Anteil männlicher Lehrer mit steigenden Schulstufen und steigendem Alter der SchülerInnen.

Die den Frauen als weiblichen Wesen zugerechnete mütterlich-soziale Fürsorge schließt die erwartbare Bereitschaft ein, Wohlergehen und Interessen anderer über die eigenen zu stellen – dies erscheint dann als deren quasi-natürlicher ‚Wunsch‘ nach Zuwendung und Selbstaufgabe. Vor diesem Hintergrund konturierte sich die gegen Ende des 19. Jahrhunderts beginnende Erwerbsorientierung bürgerlicher Frauen. Zwar war die Eigenständigkeit verheirateter Frauen deutlich eingeschränkt und stand die Erwerbsarbeit zur leiblichen Mutterschaft in Widerspruch – etwa abzulesen am Lehrerinnen-Zölibat –, doch bildete die Erwerbsmöglichkeit für bürgerliche Frauen immerhin die Grundlage für Entwürfe einer eigenständigen bürgerlichen Existenz. Die Möglichkeit, sich als bürgerliche Frau selbstständig im Erwerbsleben zu positionieren, war also von den zentralen Aspekten des Grundmodells der Geschlechterordnung strukturiert – die Entgegensetzung von ‚machtvollen‘ männlichen und abgewerteten weiblichen Berufsbereichen hat bis heute überdauert (Wagels 2013).

Da die Trennung der Verantwortungsbereiche in den letzten Jahrzehnten vor allem unter dem Aspekt der Benachteiligung von Frauen und der Einschränkung ihrer ökonomischen und sozialen Selbständigkeit diskutiert wurde, ist ein wesentlicher Aspekt der Problematik bislang weitgehend ausgeblendet geblieben – und der verbirgt sich eben hinter jener (re)naturalisierenden Verquickung von Weiblichkeit und Mütterlichkeit. Jede Gesellschaft steht vor der Herausforderung, die Anforderungen des menschlichen Daseins, die aus Hinfälligkeiten, Verletzlichkeit und Angewiesensein erwachsen, zu bewältigen. Die Trennung und Grenzziehung zwischen ‚Privatheit‘ und ‚Öffentlichkeit‘, die aufs engste mit den Konzepten von Freiheit und Autonomie verknüpft ist (Rössler 2001), und deren Zuweisung an Frauen bzw. Männer dient und dient dieser Bewältigung und gab/gibt ihr eine gesellschaftliche Form. Der Bereich des ‚Öffentlichen‘ und der Erwerbsarbeit bedarf folglich der Zuarbeit aus dem Bereich des ‚Privaten‘ und der Hausarbeit, die notwendigerweise einer anderen Logik folgt als der öffentliche Bereich – und umgekehrt: Erst beide Bereiche gemeinsam machen das gesellschaftliche Ganze aus. Dieser Zusammenhang ist heute als gesellschaftlich zu bewältigender

weitgehend aus dem Blick geraten und wird lediglich als Vereinbarkeitsproblematik – eben in der Regel von Frauen bzw. Müttern – thematisiert.

Das in diese Grenzziehung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, zwischen Erwerbs- und Hausarbeit historisch eingelassene asymmetrische Geschlechterverhältnis verbindet sich zudem mit anderen ungleichheitserzeugenden Zuordnungen wie denen nach Ethnizität und sozialer Klasse/Schicht. Auch die hier entstehenden Asymmetrien sind mit dem Gleichheitspostulat der Moderne nicht ohne weiteres vereinbar und daher legitimationsbedürftig. Die Anerkennung der Kontingenz des Lebens und damit auch der Abhängigkeit von Sorge und Sorgeleistungen im gesellschaftlichen Miteinander konfliktiert jedoch mit dem auf der Idee des mündigen Individuums und des urteilsfähigen Subjekts beruhenden modernen Selbstverständnis und droht dessen Konstruktionsvoraussetzung bloßzulegen. Welche Konsequenzen diese komplexe Problematik für die Emanzipationsbestrebungen von Frauen hatte und hat, ist noch weitgehend unklar. Die Bindung an Verhaltensqualitäten, die als direkte Folge von Weiblichkeit (und Mütterlichkeit) selbst kommuniziert wurden, verdeckt die Frage, vor welche Herausforderungen ein Lossagen der Frauen von konventionellen Weiblichkeitszuschreibungen die Organisation des sozialen Ganzen stellen wird, für die diese Aufgabenzuweisung ja eine zentrale Funktion zu erfüllen hat(te): Eine Aufkündigung dieser Selbstzuschreibungen durch die Frauen würde den Bereich sozialer Sorge gewissermaßen ‚verwaisen‘ lassen und eine gesamtgesellschaftliche Neudefinition sozialer Verantwortung und ‚Geschlechtergerechtigkeit‘ erzwingen. Nicht zuletzt deshalb ziehen neue, zeitgemäße Konzepte von Weiblichkeit so große Aufmerksamkeit und auch so starke Gegenreaktionen auf sich.

Anhand dieser Skizze wird deutlich, warum es so außerordentlich schwierig ist, einen theoriegeleiteten analytischen Blick auf Weiblichkeit zu entwickeln. Die geschlechterbezogenen Narrative zu Gesellschaft, Familie und natürlicher Bestimmung sind so dicht, schließen so stimmig aneinander an und die Separierung der Frauen voneinander durch die Begrenzung auf den häuslichen Rahmen ist so groß, dass sie eine „Reflexionsvermeidung“ (Pettenkofer 2017: 137) ausbilden, die es ihnen immer erschwerte, die eigene Lage zu reflektieren. Und gesamtgesellschaftlich betrachtet ist diese Reflexionsvermeidung deshalb so hochwirksam, weil sie die Grundstrukturen von Gesellschaft, Wissen und Theoriebeständen durchzieht – wo sollte angefangen werden, um Bausteine der Konstruktion von Weiblichkeit bloßzulegen?

Es stellt sich daher die Frage, inwieweit die zweifellos stattfindenden aktuellen Transformationen von Geschlechterkonzepten auch diese zentrale Grundfigur bürgerlicher Weiblichkeit, die in ihrem Wirken über die bürgerlichen Schichten hinausgeht, ihre Verbindung mit Mütterlichkeit und sozialer Sorge, beeinflussen – oder ob diese gewissermaßen unbemerkt überdauern. Dafür würde beispielsweise sprechen, dass sozialpsychologische Forschungen zeigen können, dass geschlechterbezogene Gegensatzbildungen, die aus

der Logik der ‚separate spheres‘ heraus entstanden sind, nach wie vor als zentrale Grundfigur die Entgegensetzungen von ‚agency‘ und ‚communion‘ sowie von ‚competence‘ und ‚warmth‘ aufweisen – Wärme und Bezogenheit bilden den Kern von Weiblichkeitszuschreibungen, Handlungsmächtigkeit und Fähigkeit den Kern männlicher Stereotype. Aktuell zeichnen sich hier nur graduelle Verschiebungen ab, indem ‚agency‘ zunehmend auch zu Weiblichkeitsentwürfen gehört, ‚communion‘ jedoch nicht in das männliche Selbstkonzept eingeht, sondern eine exklusive Zuschreibung an Weiblichkeit bleibt (Ebert/Steffens 2013). Etablierte geschlechterbezogene Deutungsmuster, Selbstverständigungs- und Konfliktnarrative (Koschorke 2012) werden so erneut zu Plausibilisierungs- und Stabilisierungsinstrumenten sozialer Ordnungsmuster. Christine Ott kommt sogar zu dem Schluss, dass die ‚rhetorisch akzeptierte‘ Bemühung um einen differenzierten Umgang mit Geschlechterzuweisungen Konjunkturen unterliege und bereits wieder auf dem Rückzug sei (Ott 2016), und Ehnis (2008) sieht eine Re-Stabilisierung traditioneller Formen, die er, in Anlehnung an Connell, als ‚Hegemoniale Mütterlichkeit‘ diskutiert.

Gleichwohl haben in der Mitte des 20. Jahrhunderts mehrere historische Einschnitte die Position von Frauen grundlegend verändert: Die Erfindung der Pille führte zur Möglichkeit einer Trennung von Sexualität und Empfängnis; die Bildungsreform führte zu einem steigenden Bildungsgrad und einer wachsenden Erwerbsorientierung von Frauen; die Frauenbewegung führte zu einer wachsenden Betonung ökonomischer und individueller Selbstständigkeit von Frauen und einem dementsprechend veränderten Erziehungsverhalten. Dadurch sind die historisch ausgebildeten Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzeptionen auf verschiedenen Ebenen in Frage gestellt worden. Es kam zu Neubestimmungen und teilweise Verschiebungen von gewohnten Geschlechterarrangements sowie von normativen geschlechtsbezogenen Erwartungen und Zuschreibungen. Die in den letzten zwanzig Jahren von Gay-, Lesbian- und Queer-Studies ausformulierten Kritiken an heteronormativen Strukturen, Denk- und Wahrnehmungsgewohnheiten haben dann Routinen und Strukturen von Geschlechterzuweisungen noch einmal ganz grundlegend infrage gestellt – viele theoretische und empirische Ansätze arbeiten derzeit diese Kritiken weiter aus, und viele sich verändernde Lebensformen und subjektive Selbstbilder werden hiervon beeinflusst.

Dass sich Geschlechterbilder und Geschlechterverhältnisse aktuell in einem dynamischen Wandel befinden, ist also evident. Wie diese Veränderungsprozesse einzuschätzen sind, wird in der aktuellen Literatur allerdings kontrovers diskutiert – vor allem mit Blick auf die Frage, ob wir es hier mit Anzeichen für einen grundlegenden historischen Bruch mit überkommenen, in der Sozialstruktur, den kulturellen Deutungsmustern und den individuellen Habitusformationen verankerten Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzeptionen zu tun haben, oder ob es sich eher um „Rhetorische Modernisierungen“

(Wetterer 2003) handelt, oder ob sich sogar (Re)Traditionalisierungstendenzen abzeichnen, dass also androzentrische Strukturen unter der Oberfläche scheinbarer Modernisierung als „Re-Souveränisierung von Männlichkeit“ (Forster 2006) wirken.

Die in diesem Band versammelten Beiträge erhellen je unterschiedlich einzelne Aspekte dieser komplexen Zusammenhänge und tragen dazu bei, die diffus erscheinende Leerstelle im Wissen über aktuelle Weiblichkeitskonstruktionen sowohl mit feldspezifischen empiriebezogenen Analysen zu füllen als auch zu veranschaulichen, warum es aus einer Perspektive der Geschlechterforschung, die sich ihrerseits kritisch mit ihrer eigenen Wissensproduktion und den damit einhergehenden eigenen Entwürfen und Ausschlüssen auseinandersetzt, so schwierig scheint, ‚Weiblichkeit‘ als relevanten Forschungsgegenstand zu fassen.

Wir wünschen allen eine anregende Lektüre!

Die Herausgeberinnen

Literatur

- Bockenheimer, Eva (2012): Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Von der natürlichen Bestimmtheit der Geschlechter zu ihrer intellektuellen und sittlichen Bedeutung in der bürgerlichen Ehe und Familie. In: *Geschlechterordnung und Staat. Legitimationsfiguren der politischen Philosophie (1600-1850)*. Berlin: Akademie-Verlag, S. 305-339.
- Ebert, Irina D./Steffens, Melanie C. (2013): Positionspapier zum Forschungsprogramm »Explizite und implizite geschlechterbezogene Kognitionen heute«. In: *Gender* 5, 3, S. 26-40.
- Ehnis, Patrick (2008): Hegemoniale Mütterlichkeit. Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtstypische Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes. In: *Marburger Gender-Kolleg (Hrsg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 56-70.
- Forster, Edgar (2006): Männliche Resouveränisierungen. In: *Feministische Studien* 24, 2, S. 193-207.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: *Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas – Neue Forschungen*. Stuttgart: Klett, S. 367-392.
- Heinz, Marion (2012): Wilhelm von Humboldt: Die Idealisierung des Weiblichen und die Feminisierung der Sozialordnung. In: *Geschlechterordnung und Staat. Legitimationsfiguren der politischen Philosophie (1600-1850)*. Berlin: Akademie-Verlag, S. 271-291.

- Koschorke, Albrecht (2012): Wahrheit und Erfindung. Frankfurt a.M.: S.Fischer.
- Ott, Christine (2016): Geschlechterstereotypen auf der Spur. Ein Plädoyer für mehr Linguistik in der Bildungsforschung. In: Groppe, Carola et al. (Hrsg.): Bildung und Differenz. Historische Analysen zu einem aktuellen Problem. Wiesbaden: Springer VS, S. 161-184.
- Pettenkofer, Andreas (2017): Fatalismus. Über eine vernachlässigte Stütze sozialer Ordnung. In: Berliner Journal für Soziologie 27, 1, S. 123-150.
- Rössler, Beate (2001): Der Wert des Privaten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wagels, Karen (2013): Geschlecht als Artefakt. Regulierungsweisen in Erwerbskontexten. Bielefeld: transcript.
- Wetterer, Angelika (2008): Geschlechterwissen und soziale Praxis: Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens. In: Dies. (Hrsg.): Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge. Königstein/Ts.: Ulrike Helmer, S. 39-63.

Von der Normalisierung zur De-Zentrierung nach 1968.

Mütterlichkeit, Weiblichkeit und Care in der Alten und in der Neuen Frauenbewegung

Meike Sophia Baader

In Erinnerung an Silvia Bovenschen (1946-2017)

1 Einleitung, theoretischer und historischer Zugang

Die Frage nach Ansätzen zu einer Theoretisierung von „Weiblichkeit“ ist auf eine historische Dimension verwiesen. Der Begriff der „Weiblichkeit“ zielt auf Eigenschaften und Fähigkeiten, die Frauen und dem weiblichen Geschlecht zugeschrieben werden, und substantiviert diese. In der Geschlechterordnung der Moderne ist die Rede von der „Weiblichkeit“ eng mit den sogenannten „Geschlechtscharakterentwürfen“ (Hausen 1978) – das heißt mit psychischen und anthropologischen Zuschreibungen zu den Geschlechtern im 18. Jahrhundert – verbunden und zutiefst in eine bipolare und heteronormative Geschlechterordnung eingelassen und somit relational. Die frühe Frauenforschung der 1970er Jahre hat ihren Ausgang insbesondere in der Dekonstruktion von Konzepten und Entwürfen von Weiblichkeit genommen. So hat Silvia Bovenschen in ihrer Kulturgeschichte der „Präsentationsformen des Weiblichen“ (Bovenschen 1979) die Inflation der Vorstellungen und Bilder über das Weibliche einerseits mit dem Schweigen und der Ausblendung der Stimme der Frauen andererseits in eine Beziehung gesetzt und das Verhältnis von „Schattenexistenz und Bilderreichtum“ (ebd.: 17) beschrieben. In diesem Zusammenhang deutet sie *alle* Formen der Idealisierung und Mythisierung von Weiblichkeit, um die es auch in diesem Beitrag gehen wird, als „Ausbürgerung“ des Weiblichen „aus der Realität“ und als spezifische Form der „Geschichtslosigkeit“ (ebd.: 264).

Im Anschluss an diese und vergleichbare Re- und Dekonstruktionen von Zuschreibungen zum Weiblichen hat die Geschlechterforschung seit Ende der 1980er Jahre sich verstärkt mit „Geschlechterbeziehungen“, Macht- und Herrschaftsverhältnissen auseinandergesetzt (Opitz-Belakhal 2010: 11) und damit die Relationalität in den Fokus gerückt. Insbesondere die in den 1990er Jahren entstandene kritische Männlichkeitsforschung, die Formen männlicher Macht und Herrschaft analysiert, hat herausgearbeitet, dass Männlichkeit in

der Moderne wesentlich durch Abgrenzung von Weiblichkeit „als Arbeit an der Entweiblichung“ charakterisiert ist (Bourdieu 2005: 50, 96). Somit implizieren die jeweiligen historischen Bestimmungen von Weiblichkeit über diese hinausgehend auch ihre relationalen Effekte für die Geschlechterordnungen, indem sie Abgrenzungsfolien für Konzepte von Männlichkeit darstellen. Bourdieu unterstreicht die langanhaltende Bedeutung von Prozessen der Verkörperlichung, der Affektregulierungen und der „Logik des Gefühls“ (ebd.: 73), die auch nach der Gewährung von „formalen Freiheiten“ (ebd.) für beide Geschlechter nachhaltig als Tiefendimensionen in der symbolischen Ordnung fortwirken. An diese Perspektive schließt der vorliegende Beitrag an. Für die hier vorgenommene historische Rekonstruktion von Diskursen über Mütterlichkeit, Weiblichkeit und Fürsorge sind diese theoretischen und methodologischen Überlegungen zur Relationalität und Abgrenzung im Rahmen einer bipolaren Geschlechterordnung der Moderne von Relevanz, da die Beanspruchung des Erziehungs- und Fürsorgebereichs als weibliches Terrain, wie es von der Alten Frauenbewegung über die Konzepte von „geistiger“ und „sozialer Mütterlichkeit“ vorgenommen wurde, zugleich mit dessen Markierung als nicht-männlich verbunden war. Diese männliche Abwesenheit im Feld der Erziehung und Fürsorge wurde wiederum von der Neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre kritisiert. Die Vergeschlechtlichung von Arbeits- und Tätigkeitsfeldern im Bereich von Erziehung, Fürsorge und Pflege, des sogenannten Care-Bereichs, ist bis heute unübersehbar und für die Geschlechterordnung evident (Winker 2015).

Die bürgerliche Geschlechterordnung, wie sie sich in der Moderne etwa seit dem 18. Jahrhundert als polarisierte durchgesetzt hat, legte bei der Bestimmung von Weiblichkeit einen besonderen Akzent auf Konzepte der Mutterschaft, der Mutterliebe und der Mütterlichkeit. Damit war zugleich eine Distanzierung von den Lebensentwürfen der adligen Frau verbunden (Badinter 1981; Badinter 2010; Vinken 2007). Insbesondere hinsichtlich des Familienideals wurden bedeutungsaufgeladene Unterschiede markiert. Diesem kam ein zentraler Stellenwert für die neue bürgerliche Ordnung zu, es bildete eine Gemeinsamkeit im Wertekanon des heterogenen Konglomerats, welches das Bürgertum als vergesellschaftlichte Mittelschicht darstellte (Baader 1996). Das normative Muster „Mutterliebe“ (Schütze 1986) und das damit verbundene Weiblichkeitskonzept machten einen Kern der neuen bürgerlichen Geschlechterordnung aus. Diese dienten auch anderen Schichten als Orientierung und Leitbild für familiäre Ordnungsmuster (Rosenbaum 1982). Die Ideen der Mutterschaft und Mütterlichkeit waren tief in pädagogische Wissensordnungen und Praktiken und damit zugleich in die Erziehung und Sozialisation der Geschlechter eingelassen. Dies gilt auch für nicht-bürgerliche Schichten, wie sich etwa an sozialistischen Erziehungsratgebern der Weimarer Republik, die Arbeiterfamilien ansprachen, zeigen lässt (Volk 2017).

Die erste deutsche bürgerliche Frauenbewegung knüpfte an die hohe Bedeutung von Mutterschaft und damit auch an die Verbindung von Weiblichkeit und Mutterschaft an. Diese war selbstverständlich und entsprechend naturalisiert und substantialisiert. Mutterschaft galt als Teil des normalen weiblichen Lebensentwurfes und setzte in normativer Hinsicht die Ehe voraus. Für kinderlose Frauen hingegen wurden im 19. Jahrhundert Konzepte von „Mutterschaft als Beruf“ und von „geistiger Mütterlichkeit“ entworfen.¹ Die Diskussion darüber wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Debatte um die „soziale Mütterlichkeit“ fortgesetzt, und die Frage, ob diese auch für kinderlose Frauen galt, war umkämpft. „Geistige“ wie „soziale Mütterlichkeit“ wurde von der bürgerlichen Frauenbewegung stark gemacht, um soziale Berufe für Frauen zu erobern, und kann damit als Teil einer Strategie und Mobilisierung der bürgerlichen Frauenbewegung gelesen werden (Allen 2000a). Gerahmt wurde dies durch eine Programmatik der spezifischen „Kulturaufgabe der Frau“ bzw. des „weiblichen Kulturbeitrages“ (Jacobi 2013: 235ff.), für die unter anderem die Kultursoziologie Simmels eine Rolle spielt.² Die Idee der „Kulturaufgabe der Frau“ leitet sich wiederum stark aus den Konzepten von Mütterlichkeit und damit verbundenen Aufgaben ab und wird zugleich als starke Norm wieder in diese Debatten zurückgespielt, wie der Beitrag zeigt.

Die Behauptung einer Struktur- und Wesensähnlichkeit von Frauen und Kindern bildete ein Element der bürgerlichen Geschlechterordnung und des bürgerlichen Geschlechtervertrags. Sie findet sich etwa bei Rousseau, bei Kant und Fichte und wurde – bezogen auf die rechtliche Situation – dort mit dem gemeinsamen Status der Nicht-Autonomie und Abhängigkeit begründet. Für die Pädagogik mit kleinen Kindern wurde dies von Friedrich Fröbel weiter entfaltet. Der Beruf der Kindergärtnerin als weiblicher Beruf wurde – nachdem er sich nicht als Beruf für Männer etablieren ließ (Mayer 1996) – explizit mit der spezifischen Nähe und Wesensähnlichkeit von Kindern und Frauen begründet (Baader 1996: 243). Diese wurde beispielsweise auf die verschiedenen pädagogischen Tätigkeiten und Praktiken, etwa das Singen und Vorlesen, bezogen und dabei wurde unterstrichen, warum Männer dafür nicht geeignet seien.³ Die Annahme einer Struktur- und Wesensähnlichkeit sowie die Annahme einer besonderen Zuständigkeit qua mütterlicher Fähigkeiten bildeten das doppelte Fundament für das Konzept der „Mütterlichkeit als Beruf“, in dessen Kern die mütterliche Liebe steht.

Der Begriff der „Mütterlichkeit als Beruf“ ging auf Fröbel zurück, der ihn 1844 formulierte (Fröbel 1919: 76; Baader 1996: 243). Im Kontext der Fröbelbewegung, die eng mit der frühen Frauenbewegung verbunden war, wurde

1 Zur „geistigen Mütterlichkeit“ siehe Jacobi 2000 und 2013: 248f.

2 Zur Auseinandersetzung zwischen Helene Lange und Georg Simmel siehe Jacobi 2013: 249.

3 Ausführlicher dazu Baader 1996: 221-256.

er transportiert und entwickelte sich zu einem Fundament für das Verständnis der Berufstätigkeit von Frauen im sozialen Bereich in Deutschland (Brehmer 1990; Sachße 1986). In der Professionalisierung führte dies zu einem Maternalismus (Rabe-Kleberg 2009), der soziale Berufe für Frauen mit spezifischen mütterlichen Fähigkeiten verband. Dieser Maternalismus wirkt noch heute etwa im Beruf der Erzieherin in Kindertagesstätten und in seinen semi-professionalen Aspekten nach, auch wenn das Konzept der „geistigen“ oder „sozialen Mütterlichkeit“ nicht mehr unmittelbar anschlussfähig ist. Aber noch nach dem Zweiten Weltkrieg hatte Elly-Heuss Knapp, Gründerin des Deutschen Müttergenesungswerkes (1950), sich auf diese „Politik der Mütterlichkeit“ der bürgerlichen Frauenbewegung berufen und erklärt, dass ihr die „Idee der Mütterlichkeit“ als Grundlage der gesamten Frauenarbeit sehr sympathisch sei (Stoeck 2000: 81).

Die erste deutsche bürgerliche Frauenbewegung richtete ihre Aktivitäten insbesondere auf Bildungsmöglichkeiten für Frauen, auf den Zugang bürgerlicher Frauen zu sozialen Berufen und auf Fragen des Mutterschutzes (Jacobi 2013). Diese Akzentuierung wurde von zeitgenössischen Vertreterinnen mit Blick auf den „Emanzipationskampf des weiblichen Geschlechts“ in internationaler Perspektive für Deutschland folgendermaßen beschrieben: „Wie hätten die Frauen zu politischen Interessen gelangen können, da doch das ganze Volk in politischer Unmündigkeit erhalten wurde. Hier war es allein die Not, aus der die Frauenbewegung emporwuchs; Kämpfe um höhere Bildung, um die Eröffnung höherer Berufe bezeichnen nicht nur ihren Anfang, sie haben sich lange Zeit hindurch als ihr eigentlicher Inhalt behauptet“, so die Sozialdemokratin Lily Braun (Braun 1912: I).

Die Argumentation für das Frauenwahlrecht, die von Vertreterinnen der Frauenbewegung vor 1918 vorgebracht wurde, leitete sich teilweise aus dem besonderen Beitrag der Frauen für die soziale Arbeit ab. In diese Richtung argumentierte etwa die international agierende Frauenrechtlerin Regine Deutsch in ihrem Text „Soziale Mutterschaft“ aus dem Jahre 1912, der im dritten Abschnitt behandelt wird. Der Beitrag der Frauen zur sozialen Arbeit sei so bedeutsam, dass ihnen dafür das Wahlrecht verliehen werden müsse (Deutsch 1912; Baader 2015).⁴ Die Strategie der bürgerlichen Frauenbewegung, die sie mit dem Konzept der „geistigen“ und „sozialen Mütterlichkeit“ verfolgte, hat in der Weimarer Republik jedoch auch zu Enttäuschungen geführt, da den Frauen die entsprechenden Leitungspositionen in der sozialen Arbeit, die sie sich erhofft hatten, vorenthalten wurden (Allen 2000a: 32-326). Dies verweist auf reale (geschlechter-)politische Machtverhältnisse (und auch auf deren Unterschätzung).

Die zweite deutsche Frauenbewegung der 1970er Jahre, die sogenannte Neue Frauenbewegung, löste diesen selbstverständlichen Zusammenhang

4 Zu den unterschiedlichen europäischen Wegen zum Frauenwahlrecht siehe Bock 2000: 201-216.

von Mütterlichkeit und Weiblichkeit auf. Sie formulierte eine grundsätzliche Kritik am Patriarchat, eine Kritik an der männlich dominierten Geschlechterordnung und an der Arbeitsteilung der Geschlechter sowohl im Produktions- als auch im Reproduktionsbereich. Im Fokus standen insbesondere Fragen der Selbstbestimmung, des Körpers und der Sexualität. Allerdings hat sich die Neue Frauenbewegung in der Bundesrepublik bereits in ihren Anfängen auch mit Fragen von Mutterschaft und Kindererziehung auseinandergesetzt, was in der Historiographie der Neuen Frauenbewegung der Bundesrepublik lange übersehen wurde. Die Perspektive „Das Private ist politisch“ ist im Zusammenhang mit Fragen der Kindererziehung und -betreuung entstanden (Baader 2008, 2011, 2014; Lenz 2008).

Der vorliegende Beitrag nimmt zunächst den Zusammenhang von Weiblichkeit und Mütterlichkeit in der ersten Frauenbewegung im frühen 20. Jahrhundert in den Blick und arbeitet dabei heraus, dass die Debatte um die „geistige Mutterschaft“ eher im 19. Jahrhundert verwurzelt ist, während die Frauenbewegung des frühen 20. Jahrhunderts über „soziale Mutterschaft“ diskutierte. Dabei wird gezeigt, dass Positionen, die Vertreterinnen der radikalen bürgerlichen Frauenbewegung zur Mutterschaft vertraten, eugenische Perspektiven einschlossen. Dies wird in der Historiographie der Frauenbewegung nach wie vor gerne übersehen, obwohl einschlägige Forschungen vorliegen. Im zweiten Teil des Beitrages wird nach der Thematisierung von Weiblichkeit und Mütterlichkeit in der Neuen Frauenbewegung seit Ende der 1960er Jahre gefragt. Dabei wird zuerst die Diskussion um Mütterlichkeit in der Kinderladenbewegung analysiert, da diese am Beginn der Neuen Frauenbewegung in der Bundesrepublik stand. Für die Neue Frauenbewegung der 1970er Jahre spielte Weiblichkeit insbesondere dann eine Rolle, wenn es um die Dekonstruktion von Imaginationen und Stereotypen ging, jedoch wurde auch über Konzepte „Neuer Weiblichkeit“ diskutiert, so etwa im „Müttermanifest“ der GRÜNEN aus dem Jahre 1987, indem Mütterlichkeit als spezifisch weibliche Eigenschaft gedacht wurde. Abschließend erfolgen ein Resümee sowie ein Ausblick, in dem die Entkoppelung von Mütterlichkeit, Weiblichkeit und Care-Aufgaben in der neueren Debatte um Care-Tätigkeiten hervorgehoben wird.

Der Beitrag rekonstruiert Weiblichkeitskonzepte in ihren historischen Kontexten und fragt danach, wie radikale Frauenrechtlerinnen der ersten und Aktivistinnen der zweiten Frauenbewegung über den Zusammenhang von Mutterschaft und Weiblichkeit nachgedacht haben und welche Diskurse dabei hervorgebracht wurden. Insgesamt war der Diskurs zum Zusammenhang von Mutterschaft und Weiblichkeit in der Frauenbewegung gleichermaßen vielstimmig wie umkämpft. Der Beitrag wirft Schlaglichter auf einige Positionen in diesem mehrstimmigen Spektrum, eine darüber hinausgehende Rekonstruktion anderer Positionen zu Mutterschaft und Weiblichkeit in Frauenbewegungen würde ein weiterführendes Forschungsprojekt darstellen und ist

mit der Frage konfrontiert, wie eine Geschichte der Alten und Neuen Frauenbewegung zu schreiben ist (Offen 2017).

Der Beitrag beschränkt sich vor allem auf deutschsprachige Texte und bezieht sich insbesondere auf einschlägige Handbücher als Quellen. Die Handbücher wurden von Frauenrechtlerinnen der ersten und zweiten Frauenbewegung herausgegeben. Handbücher können als Sachbücher bezeichnet werden, die sich an eine größere Öffentlichkeit richten und dabei das Ziel verfolgen, Überblickswissen aus einer Fülle von Spezialliteratur zur Verfügung zu stellen. Aus den Handbüchern wurden jeweils Texte ausgewählt, die für die Fragestellung thematisch relevant sind. Im Zusammenhang mit dem Handbuch „Mutterschaft“ (1912) aus dem Kontext der Alten Frauenbewegung sind dies ein Beitrag zur „Erziehung zur Mütterlichkeit“ und zur „Sozialen Mutterschaft“ sowie diverse Einleitungstexte. Für das Handbuch (1983) aus dem Kontext der zweiten Frauenbewegung seit den 1970er Jahren waren die Einträge zu „Weiblichkeit“ und „Mutterschaft“ von besonderer Relevanz. Methodisch folgt das Vorgehen einem diskursanalytischen Zugang.

2 „Menschheitsmütter“ – das höchste Ziel der Normierung und Normalisierung von Mütterlichkeit

Den Sprecherinnen und Repräsentantinnen der bürgerlichen Frauenbewegung galt Mütterlichkeit als *das* entscheidende Merkmal weiblicher Wesensart, das sich von Anfang bis Ende als roter Faden durch das Leben von Frauen zieht. Exemplarisch lässt sich dies anhand des Kompendiums „Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter“ (Schreiber 1912a) rekonstruieren. Herausgeberin ist die Feministin und Sozialdemokratin Adele Schreiber. Sie war Mitglied des radikalen Flügels der Frauenbewegung, saß 1918 als Kämpferin für Frauenrechte in der Nationalversammlung und hat sich dort insbesondere für das Kindeswohl, für Mutterschutz und die Rechte unehelicher Kinder eingesetzt. Letzteres blieb am Ende jedoch erfolglos (Allen 2000a: 324). Das Handbuch, das mehrere Texte von Schreiber selbst enthält, unter anderem einen über „Uneheliche Mütter“, umfasst 52 Beiträge von internationalen Expert_innen aus den Bereichen Recht, Wissenschaft, Medizin, Anthropologie, Politik, Bildung, Frauenbewegung u.a. und schließt an das Sammelwerk „Das Buch vom Kinde“ (1907) an, das Schreiber fünf Jahre früher unter Mitwirkung zahlreicher bekannter Autor_innen herausgegeben hatte (Baader 2014a). Die transnational agierende Sozialdemokratin Schreiber, die auch zum Frauenwahlrecht und zur Settlementbewegung publiziert hat, steht für den radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung. 1904 gründete sie, gemeinsam mit Helene Stöcker, Ruth Bré, Henriette Fürth,

Lily Braun, Minna Cauer und Alfred Ploetz den Berliner Ortsverband des „Bundes für Mutterschutz und Sexualreform“ und 1910 die „Deutsche Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht“. In Fragen der Sexualreform, einer Neuen Ethik, der Ehe und der Rechte unehelicher Kinder gab es in der bürgerlichen Frauenbewegung, die in gemäßigte und radikale unterteilt wird, sich unterscheidende Positionen.⁵ In beiden von Schreiber herausgegebenen Handbüchern haben einschlägige Vertreterinnen der Frauenbewegung Texte verfasst, darunter Gertrud Bäumer, Lily Braun, Henriette Fürth, Hedwig Dohm, Hedwig Heyl, Ellen Key, Rosa Mayreder, Alice Salomon, Marie Stritt oder Bertha von Suttner und damit Vertreterinnen sowohl des gemäßigten als auch des radikalen Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung. Für sie alle war Mutterschaft ein essentieller Teil des weiblichen Lebens und das Konzept der Geschlechterdifferenz stellte durchgängig eine Gemeinsamkeit dar (Holland-Cunz 2003: 49).

Viele Artikel, insbesondere in Schreibers „Buch vom Kinde“, stammen zudem aus dem Umfeld von Lebensreformbewegung und Reformpädagogik und spiegeln die spezifische Verbindung von Frauenbewegung, Fröbelbewegung, Reformpädagogik und Lebensreform wider (Baader 2014a; Kersting 2013). Beide Handbücher weisen eine eugenische und rassenhygienische Ausrichtung auf (Baader 2014a).⁶ Die geäußerten eugenischen Positionen erfüllen innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung keinen Widerspruch, dies betrifft etwa auch den eugenischen Standpunkt von Ellen Key. So setzten sich etwa Gertrud Bäumer oder Alice Salomon kritisch mit Key auseinander, aber nicht bezogen auf ihre Eugenik (Baader 2005: 166-175). Schreiber lässt sich dem eugenischen Feminismus, der ein internationales Phänomen war, zuordnen (Allen 2000a; 2006).⁷ Ziel des Buches über die Mutter-

5 Zum Bund für Mutterschutz siehe Stoehr 2000, zur alten Frauenbewegung und Sozialreform einschlägig Schröder 2001, zur alten Frauenbewegung und Bildungsfragen Jacobi 2013 und zum einschlägigen Überblick über die Alte und die Neue Frauenbewegung Holland-Cunz 2003. Holland-Cunz übersieht in ihrer Diskussion des „Bundes für Mutterschutz“ und ihrem Porträt Stöckers den eugenischen Ansatz und unterscheidet Stöckers Positionen von nationalistischen und völkischen Tönen bei Bäumer und Lange (ebd.: 49ff.)

6 Für Christa Berg verliert die Reformpädagogik aufgrund der eugenischen Beiträge im „Buch vom Kind“ ihre politische Unschuld (Berg 1992).

7 Allen hat den eugenischen Feminismus in Deutschland und Großbritannien (200a) sowie vergleichend in Deutschland und Frankreich (2006) herausgearbeitet und diskutiert ihn auch in Allen 2000b im Kontext des Bundes für Mutterschutz (Allen 2000: 276 ff.). So habe die Sozialdemokratin Adele Schreiber etwa die Zwangssterilisationen „erblich belasteter“ Personen unterstützt. Allen über die feministische Eugenik: „Diese Pläne, die von vielen jüdischen und sozialistischen Feministinnen unterstützt wurden (Schreiber und Fürth gehörten zu beiden Gruppen), waren frei von den offen rassistischen und klassenspezifischen Vorurteilen, die dem Zwangssterilisierungsprogramm der Nazis zugrunde lagen“, gleichwohl hätten sie Grundlagen für eine spätere rassistische Politik gelegt (Allen 2000: 284). Allen ist hier zu nachsichtig. Dagegen zu halten ist, dass die eugenische Perspektive auf Bevölkerungsqualität die Kategorisierung in lebenswertes und lebensunwertes Leben sowie den Begriff der Entartung entscheidend mitproduzierte und anschlussfähig machte.

schaft, so Schreiber, sei Mädchen und Frauen Wissen bereit zu stellen, sodass sie anlässlich der „neuen individuellen Ansprüche des Kindes“, der „Konflikte über das Recht auf sich selbst und dem Recht der anderen“ und „der Konflikte zwischen Mutterschaft und Beruf“ (Schreiber 1912: VIII) eine Hilfestellung erhielten, um zu „eigener Klarheit zu gelangen“ (ebd.: IX). „Unsere Mädchen sollen nicht mehr unwissend in die Ehe treten, nicht mehr unbewußte Mütter“ werden (ebd.: VIII). Fragen der Vererbung wird, genau wie im „Buch vom Kinde“, für das Nachdenken über Mutterschaft eine wichtige Bedeutung zugeschrieben (ebd.: VII f.). Das weibliche Geschlecht soll damit für seine biopolitischen Aufgaben bezogen auf die Gesundheit der Familien, der Nation bzw. der Menschheit erzogen werden, sodass sich von einer eugenischen Responsibilisierung des weiblichen Geschlechts und der Mütter sprechen lässt.

Insgesamt ist das Buch „Mutterschaft“ stark auf die Zukunft hin ausgerichtet, denn es soll „dem sozialen und ethischen Fortschritt dienstbar sein“ (ebd.: X). Das gleiche zukunftsorientierte Programm unter Einschluss von eugenischen Überlegungen liegt dem „Buch vom Kinde“ zugrunde. Es setzt mit einem Fröbel-Zitat ein und versteht sich als Beitrag zu einer „neuen Ethik der Fortpflanzung“, um „das Bewußtsein für die schwere Verantwortung der Fortpflanzung zu wecken“ (Schreiber 1907: IV). Sowohl das „Buch vom Kinde“ als auch das Kompodium „Mutterschaft“ werden als Teil einer Neuen Ethik verstanden.

Exemplarisch und grundlegend für das Verhältnis von Weiblichkeit und Mütterlichkeit ist in Schreibers „Mutterschaft“ eine Perspektive, die Mütterlichkeit als basalen Wesenszug der Frau definiert und diese naturalisiert und substantialisiert. Mütterlichkeit zeige sich von Anfang bis Ende in der weiblichen Biographie. „In der Tat pflegt Mütterlichkeit durch die ersten Regungen des Weibskindes und durch die letzten Gemütsäußerungen der Greisin hindurchzuschimmern, ja selbst durch schwere Entartung und Entstellung der Psyche“ (Bleuler-Waser 1912a: 68). Dieses körperliche, psychische und emotionale Merkmal zeige sich bei allen Frauen, in allen Altersphasen und Lebenslagen und auch bei denen, die nicht der aufgerufenen Norm entsprechen. Die Strategie der Normalisierung erfolgt über eine Normierung unter Einschluss derjenigen, die der Norm nicht entsprechen und in physischer und psychischer Hinsicht als „abnorm“ bezeichnet werden. Die Schweizer Frauenrechtlerin Hedwig Bleuler-Waser, im Handbuch mit zwei Beiträgen vertreten, Gründerin eines Abstinenzvereins für Frauen, im Vorstand der Züricher Frauenzentrale und Veranstalterin von Frauenbildungskursen, hatte über Lavaters Kriminalanthropologie promoviert und war mit einem bekannten

Zudem wurde auch der Begriff der Rassenhygiene bei den hier diskutierten frauenbewegten Positionen verwandt. Diskursanalytische Zugänge können diese Anknüpfungen sichtbar machen.

Schweizer Psychiater verheiratet. Sie entwirft in ihrem Text „Erziehung zur Mütterlichkeit“ vier verschiedene Typen von Müttern. Der erste Typus ist der der „verkrüppelten Mütter“ oder der „Scheimmütter“, bei dem der Fortpflanzungstrieb von der Gefallsucht dominiert wird. „Bekommt diese Frau Kinder, so werden diese sofort zur Verherrlichung ihrer Person mitbenutzt“ (Bleuler-Waser 1912a: 69). Bleuler-Waser beschreibt diesen Typus als von „Gefallsucht“ getrieben, „der Mann gilt nur als Mittel der Selbstbespiegelung“ und das „Wochenbett“ sei schon eine „Paradeveranstaltung“ (ebd.). Dieser gefallsüchtige Typus ähnelt in der Beschreibung der Adligen, von der die bürgerliche Mutter, etwa in Rousseaus „Emile“ von 1762, unterschieden und abgegrenzt wird. Der zweite Typus ist der „erotische Typus“. Vertreterinnen dieses Typus seien auf dem Weg, aber nicht am Ziel, denn ihnen „kann noch die Komponente fehlen, welche zur vollen Geschlechtsbestimmung führt“ (ebd.: 70). Der dritte Typus ist der der „Familienmütter“, hier könne „eine Überspannung der Mütterlichkeit“ dazu führen, dass der Gatte „kinderscheu“ werde. Das sei bedauerlich, da dies aus der Perspektive der Rassenhygiene besonders problematisch sei, denn diese Frauen würden dazu tendieren, „dass sie sich das ersehnte Kind gleich anheiraten“ und dafür auch einen „halt- und schutzbedürftigen Gatten“ wählen. Dieses sei vom „Standpunkt des Einzelnen wie der Rassenhygiene“ verwerflich und die Mädchen müssten durch Erziehung vor dieser großen Gefahr gewarnt werden (ebd.: 71). Zu diesem Typus gehörten viele „Durchschnittsfrauen“ (ebd.). Ganz im Sinne des eugenischen Feminismus (Allen 2005) wird hier die große Verantwortung der Frauen für die Wahl des richtigen Mannes für die Bevölkerungsqualität betont, die die Frauen dieses Typus nicht ausreichend im Blick hätten. Formuliert wird daraus zugleich ein Erziehungsprogramm für Mädchen, denn die Erziehung zur Mütterlichkeit und die Befähigung, eine „sorgfältige Wahl“ zu treffen, zählen zu den „wichtigsten Aufgaben der Mädchenerziehung“ (ebd.: 69).

Erst im vierten Typus der „Menschheitsmütter“ realisiere sich hingegen die Geschlechtsbestimmung durch eine „warm pulsierende Mütterlichkeit“ in der sozialen Arbeit als Stufe der höchsten Ethik. Noch verborgene „Horte unverbrauchter Mütterlichkeit“ müssen erschlossen werden, um über die Erziehung der Mädchen dahin zu gelangen, dass „unerlöste Frauen ihre Kinder finden“ (ebd.: 72). Diese „Menschheitsmütter“ müssten der Kulturaufgabe der Frau zugeführt werden, bräuchten keine eigenen Kinder und müssten nicht verheiratet sein. Dieser Form der „sublimierten Mütterlichkeit“ bedürfe die Kulturwelt dringend, da diese Aufgaben „nur mit Hilfe der Frau gelöst“ werden können (ebd.). Damit erscheint die Existenz einer unverheirateten bürgerlichen Frau legitim und wertvoll, ist sie doch für eine höhere Aufgabe im Bereich der Sorge und Fürsorge für andere prädestiniert. „Menschheitsmütterlichkeit“ wird zum universellen Programm für die Existenzberechtigung der unverheirateten und erwerbstätigen Frau und steht damit in einer

Kontinuität der Bemühungen der Frauenbewegung, sich für die „Erwerbsarbeit der unversorgten Töchter“ des Bürgertums einzusetzen, wie Lily Braun, prominente Sozialdemokratin, die damit die unverheirateten Frauen im Blick hatte, es in ihrem Vorwort zum „Buch der Mütter“ schrieb (Braun 1912: 3).⁸ Das Programm der „Mütterlichkeit als Beruf“ und der „Menschheitsmütter“ ist ein Programm für die unverheiratete oder kinderlose bürgerliche Frau, die der Norm der verheirateten Ehefrau, der Hausfrauenehe und Mutter nicht entspricht. Das bis in die 1950er Jahre bestehende Zölibat für Lehrerinnen, das teilweise auch für Frauen in sozialen Berufen galt, resultiert aus dieser Norm. Die Forderung der Frauenbewegung nach Berufen im sozialen Bereich galt zunächst nur für die bürgerliche Frau (Baader 2015). Mit der Programmatik von Bleuler-Waser zeichnet sich das Leben jeder Frau durch psychische Regungen von Mütterlichkeit aus. Darüber hinaus bestimmen in ihrer Sicht unterschiedliche Formen von Mütterlichkeit das Leben von Frauen. In der Tätigkeit von Frauen als „Menschheitsmütter“ in der sozialen Arbeit gelangt die Disposition zu höchsten Formen, in der sich die Kulturaufgabe der Frau realisiert. Die Mütterlichkeit dieser Frauen wird zur wichtigen Ressource der Organisation von Fürsorge im Wohlfahrtsstaat, für die Frauen jedoch erzogen werden müssen. Mütterlichkeit ist stets Gegenstand von Erziehungsprogrammen, auch wenn Mutterschaft als noch so natürlich gepriesen wurde.

3 Biopolitische Responsibilisierung und Verwissenschaftlichung von Mutterschaft im Wohlfahrtsstaat

Der Begriff der „geistigen Mütterlichkeit“, ging auf Friedrich Fröbels Nichte Henriette Schrader-Breymann zurück und wurde von ihr 1868 geprägt (Jacobi 2013: 248). Er bezog sich auf mütterliche Eigenschaften außerhalb des Hauses und der eigenen Familienbande und wurde von Schrader-Breymann auf den Erzieherinnenberuf, den sie auch als „mütterlichen Beruf“ bezeichnete, bezogen. Helene Lange weitete die „geistige Mütterlichkeit“ in den 1880er Jahren dann auf den gesamten Bereich von Erziehung und Bildung als weibliche Aufgabe aus (ebd.). Während die Idee der „geistigen Mütterlichkeit“ also dem 19. Jahrhundert entstammte, war in der modernisierten Variante des 20. Jahrhunderts dann von der „sozialen Mutterschaft“ (Deutsch 1912) bzw. von der „sozialen Mütterlichkeit“ (Weber 1941: 231) die Rede. Diese Begrifflichkeit passte zur sozialen Arbeit, wurde von Sozialreformerinnen favorisiert und etwa von Regine Deutsch 1912 in Schreibers Sammel-

8 Zu Lily Braun siehe auch Wierling 2013.

werk ausbuchstabiert. Deutsch, Frauenrechtlerin, Politikerin und Mitglied im „Weltbund für Frauenstimmrecht“, unterschied dabei zwischen einer alten Form der Wohltätigkeit von Frauen und einer neuen Form der sozialen Hilfe und Verantwortung von Frauen im Wohlfahrtsstaat (Deutsch 1912: 608).⁹ Insgesamt führt sie aus, dass der neue fürsorgende Staat und das durch ihn vertretene Wächteramt zu einem neuen Verhältnis von Mutterschaft und Staat und neuen Formen der sozialen Hilfe führe (ebd.: 607). Auch die verheiratete Mutter habe das Recht, ihr starkes Muttergefühl auf andere auszudehnen (ebd.: 606). Um „die volle Verantwortung für alle Kinder der Stadt wie des Staates“ auf sich zu nehmen, bedürfte es der sozialen Mutterschaft aller Frauen, nicht nur der kinderlosen, denn die Aufgabe der sozialen Mutterschaft liege auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge für Kinder und Jugendliche (ebd.: S. 608). Eine universelle Mütterlichkeit, die allen Frauen eigen ist, wird damit zur Ressource für den Fürsorgebereich und die Organisation von Care. Bei ihrem Plädoyer bezieht sich Deutsch auch auf die Positionen der US-amerikanischen Feministin Gilman Perkins (ebd.: 605), eine der internationalen Kontrahentinnen von Ellen Key bezüglich der Frage nach öffentlicher Erziehung für kleine Kinder (Baader 2005: 175). Deutsch zitiert Perkins universalistische Position: „Alle Mütter der Welt sind verantwortlich für alle Kinder der Welt“ (ebd.: S. 605). Damit nimmt Deutsch eine andere Position ein als Marianne Weber, die vertrat, dass biologische Mütter niemals arbeiten sollten (Weber 1941). Deutlich wird am Beispiel der Bezugnahme auf Perkins auch, dass die Debatte um „geistige“, „soziale“ oder „universelle Mütterlichkeit“ als Strategie zur Legitimation von weiblicher Erwerbstätigkeit keine rein deutsche Diskussion war (Jacobi 2013: 249), genauso wenig wie der Zusammenhang von Frauenbewegung, Mütterlichkeit und Eugenik.

Einerseits wird in Schreibers Buch und auch bei Deutsch vielfältig an religiöse Traditionen der Caritas und der Mutterschaft angeknüpft, etwa durch eine reiche Bebilderung des Sammelwerkes aus den Bildbeständen von Mariendarstellungen in der christlichen Tradition. Auch unter Berufung auf diese Traditionen wird Mutterschaft als „weibliche Kulturaufgabe“ religiös überhöht und sakralisiert. Das Konzept der „Mutterschaft als Beruf“ und der „sozialen Mutterschaft“ sind ohne das erwähnte Konzept der „weiblichen Kulturaufgabe“ nicht zu denken. Zugleich aber überschreitet das Sammelwerk ältere Bestimmungen von Mutterschaft durch modernisierte und verwissenschaftlichte Perspektiven auf Mutterschaft im Wohlfahrts- und Nationalstaat, die mit weitreichenden Vorstellungen von einem vergeschlechtlichten Fürsorgebereich und mit der Mobilisierung von Frauen für diesen verbunden sind.

9 Regine Deutsch war bis 1928 Mitglied im Reichstag. Sie wurde 1860 geboren, darüber, wann und wo sie gestorben ist, ist nichts bekannt, als deutsche Jüdin verlieren sich ihre Lebensspuren.

Während die Rede vom „natürlichen Beruf“ bereits ältere Vorstellungen des 18. und aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts prägte, gerät „Mutterschaft“ im frühen 20. Jahrhundert zunehmend in einen wissenschaftlichen Kontext, in dem die Normierung und Normalisierung vor allem durch die Wissenschaften wie Medizin, Pathologie, Anthropologie, Psychiatrie, Bevölkerungs- und Sozialpolitik sowie durch Statistik vorangetrieben wurde. Eugenische Überlegungen waren dabei eingeschlossen. Im Rahmen dieser verwissenschaftlichten Sicht erfolgten Typenbildungen sowie die Konstruktion von Abnormalität, etwa durch den Begriff der „verkrüppelte Mutterschaft“ oder der „entarteten Mutterschaft“ (Weygandt 1912: 466). Diese Verwissenschaftlichung fügt sich in das Muster der ersten Welle einer Verwissenschaftlichung des Sozialen (Raphael 1996) und ist eng mit der Verwissenschaftlichung von Kindheit und entsprechenden Normierungen verbunden (Baader 2014, Eßer 2013). Umfangreiche bevölkerungspolitische Statistiken, die etwa einen Zusammenhang zwischen der mütterlichen Stilltätigkeit, dem Kopfumfang der Kinder und der späteren Wehrtauglichkeit erfassen, wie sie im „Buch vom Kinde“ veröffentlicht wurden, gehören zu diesen bevölkerungspolitischen Programmen der Vermessung und Kontrolle (Zahn 1907). Erhoben werden in den Großstädten Preußens beispielsweise komplexe Daten zum Alter von Mutter und Vater, zum väterlichen Beruf, zur Religionszugehörigkeit (!), zur Kinderzahl, zu unehelichen Kindern und zu Durchschnittsgewichten der Kinder in den ersten Lebensmonaten (ebd.).

Je nach politischer Ausrichtung wird Mütterlichkeit als Wesenszug von Weiblichkeit zur Kulturaufgabe der Frau im Kontext des National- und Wohlfahrtsstaates erhoben oder auf die gesamte Menschheit bezogen. In jedem Fall aber gerät Mütterlichkeit als weibliches Wesensmerkmal in den Kontext politischer und biopolitischer Programmatiken, Normierungen und Formen der wissenschaftlich untermauerten Kontrolle. Zu dieser Verwissenschaftlichung gehört auch der koloniale Blick auf die „Mütter und Kinder der Anderen“. Dieser Blick findet sich zwar bereits in Geburtsratgebern aus der Mitte des 19. Jahrhunderts – die sich etwa auf Erzählungen von Missionaren berufen (Baader 2008a) – in Schreibers Ratgeber wird er jedoch aus der Perspektive der vergleichenden Anthropologie, Ethnologie und Völkerkunde wissenschaftlich systematisiert. Die Grundlage bildet dabei die Unterscheidung zwischen Kulturstaaten und Naturvölkern (Bartels 1912). Die Begriffe „Kulturaufgabe“, „Kulturwelt“ und „Kulturstaat“ durchziehen den hier rekonstruierten Diskurs im Sammelband „Mutterschaft“ aus dem Jahre 1912 in auffälliger Weise. Den Begriff der „Kulturaufgabe der Frau“ hatte Simmel 1911 in einem Text „Weibliche Kultur“ entfaltet.¹⁰

Zwar gibt es innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung Konfliktlinien um die „Mutterschaft“, etwa bezüglich der Frage, ob auch verheiratete Frau-

10 Siehe dazu auch Bovenschen 1979: 24ff.

en mit Kindern „soziale Mutterschaft“ praktizieren sollten, aber die große Bedeutung von Mutterschaft für den weiblichen Lebensentwurf ist unbestritten. Mutterschaft, so betont die Sozialdemokratin Lily Braun, die zwischen proletarischer und bürgerlicher Frauenbewegung vermittelte, in ihrer Einleitung zu Schreibers Sammelwerk, versöhne auch die Konflikte zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung (Braun 1912). Die proletarische Frauenbewegung könne die Auseinandersetzungen um die Erwerbstätigkeit nicht nachvollziehen. Über die Beschreibung der Konfliktlinien hinaus macht Braun jedoch weitsichtig darauf aufmerksam, dass Fragen der Vereinbarkeit von Kindererziehung und Erwerbstätigkeit einen Sprengstoff für das klassische bürgerliche Familienmodell, „die alte Form der Ehe“ und letztlich „die Beziehungen zwischen Mann und Weib“ und „die Unterordnung der Gattin unter den Gatten“ bedeute (Braun 1912: 3). „Die Frauenbewegung, die so harmlos einsetzte, deren Vorkämpferinnen nicht müde wurden zu versichern, dass keinerlei von Tradition und Sitte geheiligte Einrichtung von ihr berührt werden würde, erweist sich als im tiefsten Sinne revolutionär“ (ebd.: 4), so Lily Braun.

4 „Mütter sind politische Personen“ – Feministische Mutterschaft in der westdeutschen Kinderladenbewegung um und nach 1968

Das klassische bürgerliche Ehe- und Familienmodell, wonach die Frau für die Kindererziehung und der Mann für die Erwerbsarbeit zuständig ist, das auch als Ernährer- bzw. Male Breadwinner-Modell bezeichnet wird, wurde rund 50 Jahre nach Lily Brauns Zukunftsprognose, dass dieses Modell sich perspektivisch auflösen könnte, im Rahmen der westdeutschen Kinderladenbewegung grundsätzlich infrage gestellt. Tatsächlich waren in der Bundesrepublik die Entstehung der Kinderläden und die Entstehung der Frauenbewegung auf das Engste miteinander verbunden. Der „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ des Sozialistischen Studentenbundes in Berlin wurde 1968 unmittelbar im Zusammenhang mit der Kinderladenbewegung gegründet, so dass sich von einer Gleichursprünglichkeit reden lässt. Allerdings wird dies von der dominanten historiographischen Narration zur Entstehung der Frauenbewegung zumeist übersehen und die Entstehung der zweiten Frauenbewegung (stattdessen) mit dem Kampf gegen den § 218 in Verbindung gebracht. Dies hängt auch mit dem Anschluss an eine internationale Narration zusammen. Die Ursprungsnarration der zweiten Frauenbewegung wird als internationaler Protest gegen den Abtreibungsparagrafen – jedenfalls in

Deutschland, Frankreich und auch Italien – erzählt (Baader 2011; Baader 2014a, b; Lenz 2008).

Im engen Zusammenhang mit der Entstehung der zweiten Frauenbewegung und der Kinderladenbewegung wurde ein feministisches Mutterschaftskonzept entwickelt. Frauen werden 1968 vom „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ aufgrund der Arbeitsteilung im Privatraum der Familie und ihrer Zuständigkeit für den Haushalt und die Kindererziehung als „Knechte und Proleten“, die dem Mann als „Herr und Bourgeois“ gegenüberstehen würden, bezeichnet (Aktionsrat zur Befreiung der Frauen 1968: 56). Damit wird genau jene hegemoniale Unterordnung von Frauen unter Männer, von der Lily Braun hinsichtlich des gängigen Familien- und Ehemodells gesprochen hat, kritisiert. Die Trennung zwischen Familie und öffentlicher Erziehung müsse aufgehoben und das Privatleben müsse qualitativ verändert werden. Damit sei das Private politisch. „Mütter sind politische Personen“ (Sander 1978: 38) da sie besonderen Benachteiligungsstrukturen ausgesetzt seien. Der Ausgangspunkt der Frauenbewegung liege in einer „Politik, die nicht mehr strukturell auf Kosten der Mütter und der Kinder gehe“ und die „Bedürfnisse von Müttern zur Grundlage von Politik“ mache (Sander 1978: 38). Dieses wird auch als „Selbsthilfe“ gegen die „Doppelbelastung“ beschrieben.

In den 1970er Jahren wurde die Vereinbarkeit von Kindern mit der Erwerbstätigkeit von Müttern zum öffentlichen Thema, allerdings noch nicht unter diesem Begriff, sondern unter dem der „Doppelbelastung“. Während im 19. Jahrhundert mit der Strategie der „Mutterschaft als Beruf“ der Zugang von unverheirateten bürgerlichen Frauen zur Erwerbstätigkeit im sozialen Bereich erkämpft worden war, fanden Frauen seit den 1960er Jahren durch das Wirtschaftswunder und den Fachkräftemangel verstärkt Zugang zum Arbeitsmarkt, insbesondere in den neuen Dienstleistungsberufen (Frevert 2000), und konnten das Konzept auch vor diesem Hintergrund hinter sich lassen. Der Umstand, dass vor allem Frauen in den sozialen Berufen tätig sind, charakterisiert diese bis heute, Frauen stellen bis heute den größten Anteil in Gesundheitsberufen (82%) und sozialen Berufen (73%) (WSI 2015) dar.

Sander forderte eine „Politik der Mütterlichkeit“, die die alleinige Zuständigkeit von Frauen für die Kindererziehung und den Care-Bereich infrage stellt und sich gleichermaßen für bessere Arbeitsbedingungen für Erzieherinnen wie für einen besseren Betreuungsschlüssel einsetzt. In diesem Zusammenhang schlossen sich die akademischen Feministinnen mit den Kindergärtnerinnen zusammen und versuchten 1969 einen gemeinsamen Streik in West-Berlin zu organisieren, den 500 Berliner Kindergärtnerinnen unterstützten. Dabei ging es einerseits um ökonomische Forderungen, vor allem aber um pädagogische Inhalte, um Kleingruppen und damit um die Kinder (Sander 1978: 41). Das hier entwickelte Konzept von „Mutterschaft“, das sich als feministisches Konzept beschreiben lässt, zeichnet sich durch eine Kritik an

geschlechterdifferierender Arbeitsteilung im Privatraum der Familie sowie durch eine Solidarisierung mit schlecht bezahlten Erzieherinnen im Bereich öffentlichen Kleinkinderziehung aus. Appelliert wurde auch an eine Einbeziehung der Väter und Männer (Baader 2008b; 2011; 2012). Deren Abwesenheit sowohl in der Familie als auch in den Kinderläden wurde zum Gegenstand zahlreicher Konflikte (Ronneburger 2017). Gleichwohl wiesen die Kinderläden einen überdurchschnittlich hohen Anteil an männlichen Erziehern auf (Schmid 2008). Und schließlich wurde eine andere Form der öffentlichen Kinderbetreuung gefordert, womit langfristig zu deren Modernisierung beigetragen wurde (Baader 2015). Die überfüllten öffentlichen Kindergärten seien „kein Platz, zu dem man sie [die Kinder] gerne schicke“. In der Selbstbeschreibung hieß es, es handele sich bei den Kinderläden um eine „Organisationsform“, „die einerseits für die Mütter Zeit brachte und andererseits den Kindern nicht schadete“ (Sander 1978: 41). Mit dem Slogan „Mütter sind politische Personen“ wird Mutterschaft politisiert. Dabei geht es jedoch nicht um die normative Programmatik einer (überhöhten) Mutterschaft als selbstverständlicher Teil der weiblichen Biographie, sondern darum, selbstbestimmt auf die eigene Lage und Formen von Benachteiligung und Unterdrückung aufmerksam zu machen und die Zuständigkeit von Frauen für die Kindererziehung kritisch zu befragen sowie alternative Modelle zu entwickeln. Darüber hinaus gab es in der Kinderladenbewegung auch die ersten Ansätze, eine geschlechtsspezifische Erziehung von Mädchen zu Weiblichkeit und Mütterlichkeit infrage zu stellen (Ronneburger 2017). Auch darin bestand ein historischer Bruch, war doch die Erziehung von Mädchen zur Mütterlichkeit vom 18. Jahrhundert bis in die Nachkriegszeit selbstverständlicher Teil der Erziehung und Bildung von Mädchen. Im Kontext der Sexualerziehung, die in den Kinderläden einen bedeutenden Raum einnahm, wurde zudem auf eine Gleichwertigkeit der Sexualorgane der Geschlechter geachtet und einer weiblichen Minderwertigkeit entgegen gearbeitet (Sager 2015).

5 Mütterlichkeit und „Neue Weiblichkeit“ in der Neuen Frauenbewegung

Die Neue Frauenbewegung, wie sie sich seit den späten 1960er und frühen 1970er Jahren formierte, hat im Unterschied zur ersten Frauenbewegung Mutterschaft und Weiblichkeit entkoppelt und eine grundlegende Kritik am Patriarchat und der patriarchalen Familie formuliert. Zentral für ihre Perspektiven ist die Idee der Selbstbestimmung bezogen auf Sexualität, Körper und weiblichen Lebensentwurf. Ein materieller Hintergrund dafür ist auch die Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung durch neue Formen der

Verhütung bzw. Reproduktionstechnologien.¹¹ Die geschärfte Wahrnehmung für Fremdbestimmung wird im „Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung“ (Beyer/Lamott/Meyer 1983) als „Neue Weiblichkeit“ bezeichnet (Prokop 1983: 312). Dazu gehören insbesondere auch kritische Anfragen an Konstruktionen und Konzepte von Weiblichkeit und deren Dekonstruktion sowie Überlegungen zur Repräsentation, Thematisierung und Abwertung von Frauen in der symbolischen Ordnung (ebd.: 309). Die Idealisierung von Mütterlichkeit in der alten Frauenbewegung wird kritisiert. Für die Neue Frauenbewegung sei es bezogen auf Mutterschaft hingegen wichtig, die weiblichen Erfahrungen selbstbestimmt zur Sprache zu bringen und dafür nach Begriffen und eigenen Ausdrucksformen zu suchen. „Worauf wir uns berufen können, ist nicht, dass wir Mütter sind oder sein können, sondern dass wir zu sagen vermögen, was wir in der Mutterschaft wie in der Sexualität, wie in Arbeitszusammenhängen und politischen Gruppen erleben. Dass Frauen sich ‚von unten‘ ihre Begriffe und Deutungen schaffen, ist eine Notwendigkeit, der einzige Weg, das Schweigen zu brechen [...]. Diese Auseinandersetzungen verlangt aber auch, aus Gefühlen Gedanken und Argumente zu machen. Sie verlangt ein Rechtsbewusstsein, den Anspruch ‚für alle‘ zu sprechen und Forderungen zu erheben“ (Prokop 1983: 312).

Wie die erste Frauenbewegung ist jedoch auch die zweite Frauenbewegung hinsichtlich des Zusammenhangs von Mutterschaft und Weiblichkeit vielstimmig, was auch mit verschiedenen Theorierichtungen innerhalb des Feminismus zusammenhängt, aber eine Absage an die „Selbstverständlichkeit von Mutterschaft für jede Frau“ wird als Gemeinsamkeit gesehen (Sichtermann 1983: 199). Darüber hinaus richtete sich der Fokus auf Orte, an denen Frauen ihre Leben mit Kindern gestalten, etwa auf Mütterzentren (Schooß 1983: 196). In den 1980er Jahren, insbesondere bei den GRÜNEN, wurden Stimmen stark, die versuchten, aus dem Leben mit Kindern Utopien zu entwickeln und diese zu politisieren. In diesem Zusammenhang wurde im Jahre 1987 das sogenannte „Müttermanifest“ (Erler 1987) veröffentlicht, das in der Neuen Frauenbewegung umstritten war. Hierbei wurde durchaus an ältere Utopien von Weiblichkeit und Mutterschaft angeknüpft, wie sie die erste Frauenbewegung hervorgebracht hat. Dennoch bleibt festzuhalten, dass die zweite Frauenbewegung den selbstverständlichen Zusammenhang von Mutterschaft und Weiblichkeit aufgelöst und de-zentriert hat. Daran schlossen sich weitere De-Zentrierungen an, etwa von Judith Butler (dt. Butler 1991), die die Bedeutung der heteronormativen Matrix ins Spiel brachte und die homogenisierende Rede des Feminismus kritisierte. Auch aus der Perspektive schwarzer Frauen, und damit der Intersektionalität (Crewshaw 1989), wurde jene von Prokop formulierte Anforderung, „für alle“ zu spre-

11 Siehe dazu einschlägig Sillies 2010.

chen infrage gestellt, sodass das „wir“ einer „Neuen Weiblichkeit“ kritisch dezentriert wurde.

6 Resümee und Ausblick

Für die bürgerliche Geschlechterordnung des 18. und 19. Jahrhunderts gehörten Mutterschaft und Ehe selbstverständlich zum weiblichen Lebensentwurf. Dies war auch für die meisten Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland der Fall, allerdings stellten einige der radikalen Vertreterinnen die Ehe als Voraussetzung für Mutterschaft infrage. Auf der Grundlage der biologischen Mutterschaft sowie einer angenommenen psychischen Disposition zur Mutterschaft bei allen Frauen formulierte die bürgerliche Frauenbewegung ein Konzept der „sozialen Mutterschaft“ als Beruf für bürgerliche Frauen im neuen National- und Wohlfahrtsstaat. In diesem Kontext wurden Typologien und Normierungen von Mutterschaft entwickelt, die auf einem Strahl von der „verkrüppelten Mutterschaft“ bis zum Ideal der „Weltmutterschaft“ (Bleuler-Waser 1912) situiert wurden. Diese Konzepte schlossen eugenische und rassenhygienische Perspektiven ein und formulierten ein Programm der Responsibilisierung und Mythisierung von Mutterschaft im Zeichen von Bevölkerungspolitik und Vererbungslehre, das sich von der Responsibilisierung der Mütter etwa bei Rousseau, bei der die Mütter für die Sitten und Tugenden im Staat verantwortlich waren (Baader 1996: 15), unterschied. Abgeleitet wurde aus der bevölkerungspolitischen Responsibilisierung der Mütter ein Erziehungs- und Bildungsprogramm für Mädchen, Frauen und Mütter, wie es etwa bei Key nachzulesen ist (Key 1902; Andresen/Baader 1998; Baader/Jacobi/Andresen 2000). Dieses war wiederum eng verbunden mit Normierungen von Kindheit, deren Vermessung und Verwissenschaftlichung durch Kinderforschung, Sozialpathologie und Medizin zeitgleich stattfand. Bezogen auf den Idealentwurf bürgerlicher Weiblichkeit im 18. Jahrhundert, der aus den drei Elementen „Gattin, Mutter, Hausfrau“ bestand, bringt der Diskurs um Mutterschaft und Mütterlichkeit im neuen National- und Wohlfahrtsstaat eine Verschiebung hin zur Kindheit mit sich. Die Kategorie des Kindeswohls und das staatliche Wächteramt stellten dafür eine Referenz dar. Auch die eugenischen Normierungen von Mutterschaft und Kindheit waren eng mit einander verknüpft. Mutterschaft als selbstverständliche Dimensionen des weiblichen Lebens wurde nicht infrage gestellt. Mit dem Konzept der „sozialen Mutterschaft“ wurde zugleich so etwas wie eine „doppelte Mutterschaft“ gegenüber eigenen Kindern und anderen legitim, auch wenn dies innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung umstritten war und bei Gemäßigten wie Marianne Weber auf Kritik stieß (Weber 1941). Bei all diesen Fragen handelte es sich

zudem um internationale Diskussionen (Bock 2000: 216-319), wie es auch der Sammelband „Mutterschaft“ (1912) mit Beiträgen zu Mutterschaft in verschiedenen Ländern, spiegelt. Allerdings sahen Feministinnen wie die Sozialdemokratin Lily Braun zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorher, dass der Besuch von Bildungseinrichtungen, das Wahlrecht und die Erwerbstätigkeit von Frauen auf lange Sicht das bürgerliche Ehemodell, die patriarchale bürgerliche Familie und eine hegemoniale Geschlechterordnung bedrohen würden.

Dezidiert kritisch hinterfragt wurde das bürgerliche Familienmodell mit seiner geschlechterdifferierenden Form der Arbeitsteilung aber erst durch die Neue Frauenbewegung um 1970. Diese formulierte eine Kritik gegenüber dem Zusammenhang von Mutterschaft und Weiblichkeit sowie gegenüber normierten Vorstellungen von Mutterschaft und Kindheit und deren wechselseitiger Bedingtheit (Firestone 1970; Baader 2014b). Auch dabei handelte es sich um eine international geführte Diskussion. Weiblichkeit ausgehend von der universellen Fähigkeit zur Geburt und Mutterschaft zu denken, charakterisiert Ansätze des italienischen und französischen Differenzfeminismus und des Denkens der Geschlechterdifferenz, etwa bei Adriana Cavarero (1989), Luisa Muraro (1993) und Luce Irigaray (1991). Auch dies zeigt die Vieltimmigkeit und Transnationalität feministischer Debatten um Weiblichkeit und Mutterschaft sowohl in der ersten wie in der zweiten Frauenbewegung.

Dass Mutterschaft in einen politischen Kontext und eine politische Programmatik eingerückt wird, ist eine Gemeinsamkeit des Konzeptes der „geistigen Mütterlichkeit“ und der „sozialen Mutterschaft“ der ersten Frauenbewegung und des Versuchs der zweiten Frauenbewegung, Mütterlichkeit, Weiblichkeit und weibliche Zuständigkeit für die Kindererziehung zu koppeln. Mutterschaft und Weiblichkeit sind im 19. und 20. Jahrhundert hochgradig politisierte Themen und waren bis zur Neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre mit einem ausgeprägten Erziehungsprogramm für Mädchen und Frauen verbunden. Die Absage an eine explizite Erziehung von Mädchen zur Mütterlichkeit und Mutterschaft, wie sie von der Neuen Frauenbewegung formuliert wurde, stellt ein Novum in der Erziehungs- und Bildungsgeschichte der Moderne dar.

Erst seit den 2000er Jahren entwickelt sich eine Perspektive – auch dies in einer transnationalen Debatte –, die Sorge- und Care-Tätigkeiten von Weiblichkeit und vom weiblichen Lebensentwurf löst (Tronto 2005, 2009, Held 2006; Baader/Eßer/Schröer 2014), um sie in einer Sozialtheorie und –ethik zu verankern, die nicht geschlechterdifferierend und differenztheoretisch begründet ist, sondern „care as a work of citizens“ (Tronto 2005) grundlegt. Die Vertreterinnen der alten Frauenbewegung haben mit der „geistigen“ und „sozialen Mütterlichkeit“ eine Ethik der Fürsorge entwickelt, die diese eng mit einer Theorie der Weiblichkeit verbindet. Neuere feministische Positio-

nen zielen hingegen gerade auf die Entkoppelung einer Ethik der Fürsorge von bipolaren Ordnungen von Männlichkeit und Weiblichkeit.¹²

Dies ruft jedoch auch in der akademischen Welt Gegner auf den Plan, wie etwa Norbert Bolz (2006), der die Zuständigkeit des weiblichen Geschlechtes für Care-Tätigkeiten und die männliche Abwesenheit im Care-Bereich und den damit verbundenen Entwurf von Familie verteidigt. Familienmodelle und Geschlechterordnungen bleiben Kampfplätze gesellschaftlicher Ordnung und werden dies aktuell wieder verstärkt.

Literatur

- Allen, Ann T. (2006): *Feminism and Eugenics in France and Germany, 1918–1940: A Comparative Perspective*. In: Baader, Meike Sophia/Kelle, Helga/Kleinau, Elke (Hrsg.): *Bildungsgeschichten. Geschlecht, Religion und Pädagogik in der Moderne*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 159–178.
- Allen, Ann T. (2000a): *Feminismus und Mütterlichkeit in Deutschland, 1800–1914*. Weinheim: Beltz.
- Allen, Ann T. (2000b): „Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen“: Eugenik und Frauenbewegung in Deutschland und Großbritannien 1900–1933. In: Baader, Meike Sophia/Jacobi, Juliane/Andresen, Sabine (Hrsg.): *Ellen Keys reformpädagogische Vision. „Das Jahrhundert des Kindes“ und seine Wirkung*. Weinheim: Beltz, S. 105–124.
- Andresen, Sabine/Baader, Meike Sophia (1998): *Wege aus dem Jahrhundert des Kindes. Tradition und Utopie bei Ellen Key*. Neuwied: Luchterhand 1998.
- Aktionsrat zur Befreiung der Frauen ([1968]/1970): *Erklärung*. In: *Berliner Kinderläden. Antiautoritäre Erziehung und sozialistischer Kampf*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, S. 56–64.
- Baader, Meike Sophia (2015): *Modernizing Early Childhood Education: The Role of German Women’s Movement after 1848 and 1968*. In: Willekens, Harry/Scheiwe, Kirsten/Nawrotzki, Kristen (Eds.): *The Development of Early Childhood Education in Europe and North America. Historical and Comparative Perspectives*. Houndmills: Palgrave Macmillan, S. 217–234.
- Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (2014): *Kindheit in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Baader, Meike Sophia (2014b): *Das Recht auf Glück im Hier und Jetzt. Neue Subjektivität, Frauenbewegung und Kindererziehung um 1970*. In: Ketelhut, Klemens/Lau, Diana (Hrsg.): *Erziehungsgeschichte/n. Kindheiten – Selbstzeugnisse – Reflexionen*. Köln: Böhlau, S. 15–36.
- Baader, Meike Sophia (2014a): *Die reflexive Kindheit*. In: Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang: *Kindheit in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 414–455.

12 Zu Männlichkeit und Care siehe Tholen 2015.

- Baader, Meike Sophia (2012): „Wir streben Lebensverhältnisse an, die das Konkurrenzverhältnis von Männern und Frauen aufheben“. Zur Kritik von Frauen an Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von 1968. In: Baader, Meike Sophia/Bilstein, Johannes/Tholen, Toni (Hrsg.): *Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies*. Wiesbaden: Springer VS, S. 103-116.
- Baader, Meike Sophia (2011): ‚68‘ als Kulturrevolution im Fokus erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In: Kleinau, Elke/Maurer, Susanne/Messerschmidt, Astrid (Hrsg.): *Ambivalente Erfahrungen – (Re-)politisierung der Geschlechter*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 73–89.
- Baader, Meike Sophia (2008a): Geburtsratgeber zwischen Beruhigungs- und Risikorhetorik. In: Wulf, Christoph/Hänsch, Anja/Brumlik, Micha (Hrsg.): *Das Imaginäre der Geburt. Praktiken, Narrationen und Bilder*. München: Fink, S. 122–135.
- Baader, Meike Sophia (2008b): Das Private ist politisch. Der Alltag der Geschlechter, die Lebensformen und die Kinderfrage. In: Dies. (Hrsg.): *Seid realistisch, verlangt das Unmögliche. Wie 68 die Pädagogik bewegte*. Weinheim: Beltz, S. 153–172.
- Baader, Meike Sophia (2005): *Erziehung als Erlösung. Transformationen des Religiösen in der Reformpädagogik*. Weinheim/Basel: Juventa.
- Baader, Meike Sophia/Jacobi, Juliane/Andresen, Sabine (2000) (Hrsg.): *Ellen Keys reformpädagogische Vision. „Das Jahrhundert des Kindes“ und seine Wirkung*. Weinheim: Beltz.
- Baader, Meike Sophia (1996): *Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit*. Neuwied: Luchterhand.
- Badinter, Elisabeth (1981): *Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*. München: dtv.
- Badinter, Elisabeth (2010): *Der Konflikt. Die Frau und die Mutter*. München: Beck.
- Bartels, Paul (1912): Die Mutter in Brauch und Sitte der Völker. In: Schreiber, Adele (Hrsg.): *Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter*. München: Albert Langen, S. 5-39.
- Berg, Christa (1992): Reformpädagogik im Zwielicht. Aus den Abgründen der Ratgeberliteratur. In: *Neue Sammlung* Jg. 32, H. 3, S. 459–472.
- Beyer, Johanna/Lamott, Franziska/Meyer, Birgit (1983) (Hrsg.): *Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung*. München: Beck.
- Bock, Gisela (2000): *Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. München: Beck.
- Bolz, Norbert (2006): *Die Helden der Familie*. München: Wilhelm Fink.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bovenschen, Silvia (1979): *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bleuler-Waser, Hedwig (1912a): Erziehung zur Mütterlichkeit. In: Schreiber, Adele (Hrsg.): *Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter*. München: Albert Langen, S. 56-67.
- Bleuler-Waser, Hedwig (1912b): Das Zwischenland. In: Schreiber, Adele (Hrsg.): *Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter*. München: Albert Langen, S. 83-96.

- Braun, Lily (1912): Einleitung. In: Schreiber, Adele (Hrsg.): Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter. München: Albert Langen, S. 1-5.
- Brehmer, Ilse (1990) (Hrsg.): Mütterlichkeit als Profession? Pfaffenweiler: Centaurus.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Cavarero, Adriana (it.1987/dt. 1989): Ansätze zu einer Theorie der Geschlechterdifferenz. In: Diotima -Philosophinnengruppe aus Verona (Hrsg.): Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz. Wien: Wiener Frauenverlag, S. 65-102.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. Feminist Theory and Antiracist Politics. In: University of Chicago legal Forum, S. 139-167.
- Deutsch, Regine (1912): Soziale Mutterschaft. In: Schreiber, Adele (1912) (Hrsg.): Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter. München: Albert Langen, S- 56-67.
- Erler, Gisela (1987): Leben mit Kindern – Frauen werden laut: Das Müttermanifest. Bonn: Selbstverlag.
- Eßer, Florian (2013): Das Kind als Hybrid. Empirische Kinderforschung (1896–1914). Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Firestone, Shulamit (1970): The Dialectic of Sex. New York: Morrow.
- Frevert, Ute (2000): Umbruch der Geschlechterverhältnisse? Die 60er Jahre als geschlechterpolitischer Experimentierraum. In: Schildt, Axel/Siegfried, Detlef/Lammers, Karl Christian (Hrsg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg: Christians, S. 642–660.
- Fröbel, Friedrich (1919): Mutter- und Koselieder. Dichtung und Bilder zur edlen Pflege des Kindheitslebens. Ein Familienbuch. Herausgegeben von Johannes Prüfer. Leipzig: Ernst Wiegandt Verlagsbuchhandlung.
- Held, Virginia (2006): The Ethics of Care. Personal, political, and global. Oxford: University Press.
- Jacobi, Juliane (2013): Mädchen- und Frauenbildung in Europa. Frankfurt a.M.: Campus.
- Jacobi, Juliane (2000): Mütterlichkeit als Beruf. In: Bilstein, Johannes/Liebau, Eckart (Hrsg.): Mutter Kind Vater – Bilder aus Kunst und Wissenschaft. Köln: S. 20–23.
- Hausen, Karin (1978): Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Rosenbaum, Heidi (Hrsg.): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 161-19.
- Holland-Cunz (2003): Die alte neue Frauenfrage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Irigaray, Luce (1987): Das Denken der Geschlechterdifferenz. Interviews und Vorträge. Wien: Wiener Frauenverlag.
- Key, Ellen ([1902/1903] 1999): Das Jahrhundert des Kindes. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort von Ulrich Herrmann. Weinheim: Beltz.
- Kersting, Christa (2013): Frauenbewegung. In: Keim, Wolfgang/Schwerdt, Ulrich (Hrsg.): Handbuch der Reformpädagogik in Deutschland (1890–1933), Bd. 1. Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 169-214.
- Lenz, Ilse (2008) (Hrsg.): Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Wiesbaden: Springer VS.

- Mayer, Christine (1996): Zur Kategorie „Beruf“ in der Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. In: Kleinau, Elke (Hrsg.): Frauen in pädagogischen Berufen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 14-138.
- Muraro, Luisa (it.1992/dt. 1993): Die symbolische Ordnung der Mutter. Frankfurt a.M.: Campus.
- Offen, Karen (2017): Writing the History of Feminisms (Old and New). Impact and Impatience. In: Schulz, Kristina (Eds.): The Women's Liberation Movement. Impacts and Outcomes. New York: Berghahn, S. 320-337.
- Opitz-Belakhal, Claudia (2010): Geschlechter-Geschichte. Frankfurt a.M.: Campus.
- Prokop, Ulrike (1983): Weiblichkeit. In: Beyer, Johanna/Lamott, Franziska/Meyer, Birgit (Hrsg.): Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung. München: Beck, S. 309-314.
- Rabe-Kleberg (2009): Maternalism and Truncated Professionalism. In: Scheiwe, Kirsten/Willekens, Harry (Eds.): Child Care and Preschool Development in Europe. Institutional Perspectives. Houndmills: Palgrave Macmillan, S. 210-221.
- Raphael, Lutz (1996): Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. In: Geschichte und Gesellschaft 22. Jg., H. 2, S. 165-193.
- Ronneburger, Beate (2017): Der Geschlechteraspekt in der Kinderladenbewegung. Erziehungsvorstellungen und Erziehungspraxen von Westberliner KinderladenakteurInnen (1968-1977). Diss. Hildesheim: Stiftung Universität/Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften.
- Rosenbaum, Heidi (1982): Formen der Familie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sachße, Christoph (1986): Mütterlichkeit als Beruf. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sager, Christin (2015): Das aufgeklärte Kind. Zur Geschichte der bundesrepublikanischen Sexualaufklärung (1950-2010). Bielefeld: Transcript.
- Sander, Helke (2004): Rede des „Aktionsrates zur Befreiung der Frauen“ bei der 23. Delegiertenkonferenz des „Sozialistischen Deutschen Studentenbundes“ (SDS) im September 1968 in Frankfurt. In: Sievers, Rudolf (Hrsg.): 1968 – Eine Enzyklopädie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 372-378.
- Sander, Helke (1978): Mütter sind politische Personen. Die Kinderfrage seit 1968. In: Courage 3. Jg., H. 9, S. 38-42.
- Sichtermann, Barbara (1983): Mutterschaft. In: Beyer, Johanna/Lamott, Franziska/Meyer, Birgit (Hrsg.): Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung. München: Beck, S. 198-201.
- Schmid, Pia (2008): Wie die antiautoritäre Erziehung für einige Jahre in städtische Kindertagesstätten gelangte. Das Frankfurter Modellprojekt Kita 3000, 1972-1978. In: Baader, Meike Sophia (Hrsg.): Seid realistisch, verlangt das Unmögliche. Wie 1968 die Pädagogik bewegte. Weinheim/Basel: Beltz, S. 36-55.
- Schoß, Hildegard (1983): Mütterzentren. In: Beyer, Johanna/Lamott, Franziska/Meyer, Birgit (Hrsg.): Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung. München: Beck, S. 196.
- Schröder, Iris (2001): Arbeiten für eine bessere Welt. Frauenbewegung und Sozialreform 1890-1914. Frankfurt a.M.: Campus.
- Schütze, Yvonne (1986): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Schreiber, Adele (1912a) (Hrsg.): Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter. München. Albert Langen.

- Schreiber, Adele (1912b). Vorwort. In: Bleuler-Waser, Hedwig: Erziehung zur Mütterlichkeit. In: Dies. (Hrsg.): Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter. München: Albert Langen, S. XII-X.
- Schreiber, Adele (1907) (Hrsg.): Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute. Leipzig/Berlin: B. G. Teubner.
- Sillies, Eva-Maria (2010): Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik 1960-1980. Göttingen: Wallstein.
- Stoeck, Irene (2000): Zur Politik der Mütterlichkeit in der deutschen Frauenbewegung 1900-1950. In: Baader, Meike Sophia/Jacobi, Juliane/Andresen, Sabine (Hrsg.): Ellen Keys reformpädagogische Vision. „Das Jahrhundert des Kindes“ und seine Wirkung. Weinheim: Beltz, S. 81-104.
- Tholen, Toni (2015): Zum Wandel von Väterlichkeit/Care/Sorge in der Literatur. In: Heimann, Andres/Jähner/Gabriele/Schnicke, Falko/Schönwetter, Charlott/Vollhardt, Mascha (Hrsg.): Männlichkeit und Reproduktion. Zum gesellschaftlichen Ort historischer und aktueller Männlichkeitsproduktion. Wiesbaden: Springer VS, S. 117-134.
- Tronto, Joan C. (2009): Moral Boundaries. A Political Argument for an Ethic of Care. New York: Routledge.
- Tronto, Joan C. (2005): Care as the Work of Citizens: A Modest Proposal. In: Friedman, Marilyn (Ed.): Woman and Citizenship. New York: Oxford University, S. 275-295.
- Vinken, Barbara (2007): Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. Erweiterte und aktualisierte Ausgabe. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Volk, Sabrina (2017): Elternratgeber der Weimarer Republik. Wissensordnungen über Familienerziehung zwischen zwei Weltkriegen. Diss. Hildesheim: Stiftung Universität/Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften.
- Weber, Marianne (1941): Die Frauen und die Liebe. Königstein und Leipzig: Lange-wiesche.
- Weygandt, Wilhelm (1912): Entartete, irre und verbrecherische Mütter. In: Schreiber, Adele (Hrsg.): Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter. München: Albert Langen, S. 453-465.
- Wierling, Dorothee (2013): Eine Familie im Krieg. Leben, Sterben und Schrieben 1914-1918. Göttingen: Wallstein.
- Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Analysen zur sozialen Ungleichheit. Bielefeld: transcript.
- WSI (2015): Horizontale Segregation des Arbeitsmarktes 2015. <http://www.boeckler.de/53494.htm> (Zugriff: 26.10.2017).
- Zahn, Friedrich (1907): Das Kind in der Statistik. In: Schreiber, Adele (Hrsg.): Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute. Leipzig/Berlin: B.G. Teubner, S. 1-36.

„Pioniergeist“ im Worte. Weiblichkeitskonstruktion bei Frieda von Bülow

Bastian Lasse

1 Eine Frau in Deutsch-Ostafrika

Im Jahr 1885 reihte sich das deutsche Kaiserreich während der sogenannten Kongokonferenz in den Kreis der europäischen Kolonialmächte ein. Den Grundstein für die deutsche Kolonisation Deutsch-Ostafrikas legte Carl Peters bereits ein Jahr zuvor, als er mit afrikanischen Herrschern sogenannte „Schutzverträge“ aushandelte und deren Gebiete beanspruchte (vgl. Klein-Arendt 2005: 28). Der im Jahr 1890 zwischen dem deutschen Kaiserreich und Großbritannien unterzeichnete Helgoland-Sansibar-Vertrag, der ohne die Beteiligung der Indigenen die Grenzverläufe für die Europäer in Afrika sicherte, machte es möglich, dass sich zum 01.01.1891 offiziell die Kolonie Deutsch-Ostafrika konstituierte (vgl. ebd.: 33).

Frieda von Bülow ist mit der Geschichte dieser Kolonie eng verbunden.¹ Als eine der ersten deutschen Frauen reiste sie 1887 im Auftrag der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika nach Sansibar, um von dort aus in den neuen „Schutzgebieten“ Krankenstationen aufzubauen (vgl. Hammerstein 2007). Noch außergewöhnlicher ist ihre zweite, privat organisierte Ausreise nur zwei Jahre nach der Gründung der Kolonie, während der sie die Besitzungen ihres verstorbenen Bruders übernehmen wollte. Der Versuch einer alleinstehenden Frau, in Deutsch-Ostafrika ein eigenständiges Geschäft zu führen, scheiterte am Widerstand der lokalen Behörden (vgl. Warmbold 1986: 314). Dies ist aus zeitgenössischer Perspektive wenig verwunderlich, starteten doch erstmalig im Jahr 1893 zaghafte Ausreiseprogramme für die Ehefrauen deutscher Kolonisten (vgl. Dietrich 2007: 254).

Seit den 1890er Jahren setzten sich die Frauenverbände des Kaiserreichs dafür ein, Frauen aktiv in das Kolonialgeschehen einzubinden. Dabei verfolgten die Akteurinnen als wesentliche Strategie, diskursiv eine koloniale Weiblichkeit zu implementieren, die die Frau als essentielle Grundkonstituente deutscher Kolonialherrschaft etablieren sollte. Dabei spielte von Bülow nicht nur als aktive „Pionierin“ auf dem kolonialen Feld eine wesentliche Rolle.

Von Bülow erreichte als Verfasserin von Kolonialliteratur im Deutschen Reich einen hohen Bekanntheits- und Popularitätsgrad (vgl. Warmbold 1986: 309f.). Aus der Perspektive postkolonialer Theoriebildung schuf von Bülow

1 Für ausführliche biographische Informationen vgl. Bechhaus-Gerst 2013.

mit ihrem literarischen Oeuvre somit koloniale Wirklichkeit;² mit ihrer Repräsentation des Frauenlebens in der Kolonie nahm sie Teil an der Formierung eines Weiblichkeitsbildes. Die Konstruktion von Weiblichkeit in den Kolonien, die ich hier als koloniale Weiblichkeit bezeichne, wird in aktuellen Studien insbesondere im Zusammenhang mit der Gründung des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft³ im Jahr 1907 untersucht.⁴ Das diskursive Feld ist vor diesem Zeitpunkt noch wenig ausgeleuchtet, was die Beschäftigung mit dem Wirken einer der ‚Pionierinnen‘ auf dem Gebiet der Weiblichkeitskonstruktion in den deutschen Kolonien lohnenswert erscheinen lässt. Das Begriffspaar ‚Pionierin‘ und ‚Pioniergeist‘ ist bewusst in Anführungszeichen gesetzt, da aus feministisch-postkolonialer Perspektive von Bülow's Schriften rassistisches Gedankengut aufgreifen und ausbreiten (vgl. Hammerstein 2011: 162ff.).

Als Textgrundlage dienen zwei Artikel Frieda von Bülow's, die 1894 und 1895 in der Zeitschrift „Die Frau“ erschienen sind. „Die Frau“ wurde 1893 von Helene Lange gegründet und entwickelte sich zum führenden Publikationsorgan der bürgerlichen Frauenbewegung (vgl. Gerhard 1990: 146). Die Herausgeberin der Zeitschrift ist vor allem für ihr Konzept der „Organisierten Mütterlichkeit“ bekannt geworden, das eine gleichberechtigte Teilhabe von Frauen an allen Lebensbereichen forderte (vgl. ebd.: 147). „Mütterlichkeit“ als Programm sollte den ‚Kultureinfluss‘ der Frau zur Entfaltung bringen, ließ dabei aber die geschlechtsspezifische Rollenverteilung unangetastet (vgl. Gerhard 2005: 63). Dieses Konzept war prägend für die Frauenbewegung: „Auf lange Sicht hatte dieses von Helene Lange ausformulierte Konzept von Frauenbildung und «Mütterlichkeit» einen durchschlagenden Erfolg, und zwar als Programm der bürgerlichen Frauenbewegung in ihrer mehrheitlichen, gemäßigten Richtung“ (vgl. Gerhard 1990: 147).

Die unter der Rubrik „Romane, Novellen und Skizzen“ einsortierten Artikel aus den Jahren 1894 und 1895 sind trotz biographischer Parallelen zur Verfasserin von literarischem Charakter. Sie sind für die vorliegende Arbeit von besonderem Interesse, da zu ihrem Entstehungs- und Veröffentlichungszeitpunkt die Debatten um koloniale Weiblichkeit noch ganz am Anfang standen (vgl. Wildenthal 2003: 204). Somit lässt sich im Vergleich von zeitgenössischer Debatte und von Bülow's Text gut herausarbeiten, inwiefern von Bülow's Konstruktion von Weiblichkeit aufkeimende Angebote aus kolonialen Frauenbewegungen aufgreift oder sogar vorwegnimmt.

2 Vgl. zu postkolonialer Theoriebildung Gutiérrez Rodríguez 2003: S. 17f.

3 Der Frauenbund der DKG setzte sich für eine expansive Kolonialpolitik ein und bestand mehrheitlich aus Frauen von Militärangehörigen und Kolonialbeamten. Zu seinen Aufgabengebieten zählten die Verbreitung von Kolonialpropaganda und die Organisation der Ausreise deutscher Frauen in die Kolonien (vgl. Dietrich 2007: 241ff.).

4 Vgl. die Studien von Walgenbach 2005a / Dietrich 2007.

Nach der Vorstellung des Textmaterials lässt sich das Ziel der Arbeit präzisieren: Es sollen diskursive Strategien zur Konstruktion von Weiblichkeit aus den Artikeln Frieda von Bülow's herausgearbeitet werden. Diese werden mit diskursiven Angeboten aus der öffentlichen Debatte um die Entsendung von Frauen in die deutschen Kolonien kontrastiert, um Veränderungen und Kontinuitäten zu ermitteln. Über den Vergleich lässt sich auch genauer klären, ob mehrere Entwürfe von Weiblichkeit untereinander konkurrierten.

Dafür wird zunächst die historische Debatte über Frauen in den Kolonien und die daraus resultierende Konstruktion kolonialer Weiblichkeit skizziert. In einem zweiten Schritt werden die Artikel Frieda von Bülow's analysiert und mit den vorangegangenen Ergebnissen kontextualisiert.

2 Konstruktionsweisen kolonialer Weiblichkeit

Das Verhältnis der Geschlechter war sowohl im Kaiserreich als auch in den Kolonien durch eine bipolare Geschlechterordnung bestimmt, innerhalb derer Frauen vor allem mit den Bereichen des Häuslichen sowie Fragen von Sitte und Moral betraut wurden (vgl. Habermas 2017: 63). Durch Aussagen deutscher Kolonisten (vgl. Walgenbach 2005: 47) ebenso wie durch Romane und Reiseliteratur (vgl. Dietrich 2007: 263f.) entstand dennoch das Bild einer gegenüber der Heimat fortschrittlichen Kolonie. Die Kolonien boten den Frauen das Versprechen nach Emanzipation und Wohlstand (vgl. ebd.: 263ff.). So verwundert es nicht, dass das im kolonialen Milieu aktive Frauenvereinswesen einen enormen Aufschwung erleben konnte (vgl. Kundrus 2004: 213ff.).

In den Kolonien war die Rolle der „Zivilisationshüterin“ im Kontext eugenischer Diskurse um die Aufgabe der Aufrechterhaltung der „Rassenhygiene“ erweitert worden (vgl. Habermas 2017: 63). „Garantinnen von Whiteness und »Deutschtum«“ (ebd.: 64) konnten Frauen im Diskurs um das „Verkauffern“ werden. Unter „Verkauffern“ verstand man den vermeintlichen Assimilationsprozess weißer Siedler an die Einheimischen. Der übermäßige Kontakt weißer Männer zu schwarzen Frauen könne laut zeitgenössischer Argumentation zum Verlust weißer Tugenden führen und den Siedler dadurch aus dem Kollektiv der Weißen ausschließen (vgl. Axster 2005: 42). Die Bedingungen des Weiß-Seins wurden dadurch vom Körper abgekoppelt und von Faktoren wie Lebensführung oder kultureller Identifikation beeinflusst (vgl. ebd.: 46f.). Die zuvor durch körperliche Dispositionen determinierte Ungleichheit, die weiße Suprematie legitimierte, wurde somit durch den vermeintlichen Prozess des „Verkaufferns“ aufgehoben, da ein Übergang zwischen den „Rassen“ möglich geworden war (vgl. Kundrus 2004: 221).

Die ‚verkafferten‘ Individuen bewiesen, dass die weiße ‚Rasse‘ in den Kolonien erneut zivilisiert werden müsse: eine Aufgabe, die den Frauen zugedacht wurde (vgl. Walgenbach 2005: 61). Hierbei wurden Frauen gemäß dem bürgerlichen Eheverständnis als Ergänzung und Partnerin verstanden, die den Kolonisten vervollständigte (vgl. Kundrus 2003: 228ff.). Die Anwesenheit deutscher Frauen könne das weiße Kollektiv verteidigen und die Herrschaft in den Kolonien sichern, da ihre Präsenz gegenüber den sogenannten ‚Mischbeziehungen‘ präventiv wirke (vgl. Wildenthal 2003: 205). Die Frauen erhielten durch ihr ‚sittliches Wesen‘ also Kultur und Zivilisation aufrecht (vgl. Dietrich 2009: 370).

Die häusliche Sphäre wurde in dieser Konstellation zum Synonym deutscher Kultur aufgewertet und avancierte zum *weiblichen* Kulturexport. Die Vorstellung von weißer Reinheit wurde dort zu einer zentralen ideologischen Komponente kolonialer Herrschaft (vgl. Dietrich 2009: 371). Die bürgerliche Reinheitsnorm wurde in der Abgrenzung zu vermeintlich unhygienischen Einheimischen etabliert und sicherte dadurch das weiße Kollektiv. Gleichsam wurde der Haushalt zu einem Ort sozialer Disziplinierung und gelebter weiblicher Dominanz über schwarze Menschen (vgl. Dietrich 2007: 309ff.).

Die Rolle als Trägerin der Kultur bewirkte eine partielle Umschreibung der Geschlechterideologie: die weiße Frau wurde nicht mehr als ‚Naturwesen‘ gedacht (vgl. Kundrus 2003: 87). Trotz dieser partiellen Umschreibung klassischer Geschlechterrollen in der Konstruktion kolonialer Weiblichkeit war „die soziale Ungleichheit zwischen deutschen Frauen und Männern [...] auch in den Kolonien nicht aufgehoben. Es bleibt daher lediglich eine [...] ideelle Aufwertung weißer Frauen in den Kolonien“ (Walgenbach 2005: 65). Dennoch sicherten sich die deutschen Frauen in den Kolonien soziale Mobilität durch rassialisierte Dominanzverhältnisse: die Frauen stilisierten ein Bild weißer Reinheit in Abgrenzung zu den schwarzen Frauen und erlangten über die Kategorie ‚Rasse‘ neue Handlungsspielräume (vgl. Dietrich 2007: 368ff./380).

3 Weiblichkeitskonstruktion bei Frieda von Bülow

Bevor die Erzählerin in der Schilderung ihrer Reise überhaupt auf ihre Rolle in der Kolonie zu sprechen kommt, versucht sie sich in einer Normalisierung der Kolonie. Bereits der Titel des ersten Artikels „Allerhand Alltägliches aus Deutsch-Ostafrika“ (Bülow 1894/95: 25) spielt auf einen Normalzustand abseits aller Extreme an. Dieser Strategie folgend macht sich die Erzählerin als erstes daran, das Afrika-Bild der Extreme zwischen Hölle und Paradies zu korrigieren. Diese Vorstellung erweise sich seit der Ankunft der Zivilisation, die durch Dampfer, Eisenbahn, Post und Telegraphen symbolisiert wird, als

unhaltbar. Der Text konstruiert sodann ein eigenes Extrem: Die deutsche Kolonie sei vor allem ein Ort des Gewohnten und Gewöhnlichen (vgl. ebd.). Diese Idee spitzt sie bis auf das Äußerste zu, wenn sie schreibt, „die Menschen sind überall Menschen“ (ebd.). Diese Formulierung verweist vor dem Hintergrund des Kolonialrassismus bereits auf die Zweiteilung von Kolonisten und Kolonisierten: „Menschen“ ist semantisch hier auf ‚deutsche‘ Menschen beschränkt und zeigt lediglich die Gleichheit von Reichsdeutschen und deutschen Siedlern an.

Der Auftakt zu von Bülow's Artikeln kann als Versuch gelesen werden, Argumentationsmuster aus dem Deutschen Kaiserreich zu unterlaufen, die deutsche Frauen von der Ausreise abhalten sollten. Diesen zufolge seien die Kolonisten verroht und das Leben in der Kolonie zu gefährlich für Frauen. Indem nun aber die Kolonie als Heimat am Äquator stilisiert wird, bereitet von Bülow diskursiv den Grund für die Anwesenheit von Frauen in den Kolonien.

In dem so aufgeschütteten Fundament beginnt die Erzählerin den Dualismus Schwarz-Weiß aufzubauen, welcher Frauen als Teil des weißen Kollektivs in eine dominante Position versetzt. Dabei wird der Gegensatz zunächst subtil auf der Ebene der Architektur eingeführt. So sind es zunächst die „weißen Europäerhäuser“ (ebd.: 26), die der Erzählerin auffallen. ‚Weiß‘ als Symbol für Sittlichkeit und Sauberkeit wird hier mit den europäischen Behausungen in Verbindung gesetzt. Diese Zeichen der Zivilisation sind weithin sichtbar, wohingegen die Lehmhütten des Ortes Tanga von Kokospalmen verdeckt sind. Die Lehmhütten sollen ein Bild von Rückständigkeit evozieren, das mit deren Bewohnern, den Einheimischen Tangas, in Verbindung gebracht wird. Vor dem Hintergrund der ‚weißen‘ Architektur fallen die hinter Kokospalmen versteckten Hütten kaum auf, die Strahlkraft der Europäer überragt diese und baut so erstmals das asymmetrische Verhältnis zwischen Deutschen und Einheimischen auf. Weitaus weniger zurückhaltend gestalten sich die imaginierten Unterschiede im Bereich der Kultur.

Besonders über die Schilderung der Ehe unter Schwarzen versucht die Erzählerin die vermeintliche Unterlegenheit der Indigenen darzustellen. Der schwarze Ehemann erscheint als pathologisch untreu, was der bürgerlich-europäischen Ehekonzeption widerspricht (vgl. ebd.: 29). Aber nicht nur der schwarze Ehemann, auch die schwarze Ehefrau erweist sich für die Erzählerin als unfähig, ein westliches Ehemodell zu adaptieren. Die Episode über einen Dhau-Kapitän verdeutlicht dies besonders: Nachdem der Kapitän zwecks Anstellung seinen Heimatort Pangani verlassen hat, kündigt ihm seine Frau kurzerhand an, sich einen neuen Ehemann zu suchen (vgl. ebd.: 93). Der Ehemann trauert nicht über den Bruch des Ehegelübdes, sondern über den Umstand, dass er selbst nicht genug Geld für die Aussteuer einer anderen Frau besitzt. Die komplette Inversion des bürgerlichen Eheverständnisses soll den europäischen LeserInnen suggerieren, dass eine ‚Akkulturati-

on‘ der Schwarzen unmöglich erscheint und die Übernahme europäischer Lebensweisen letztlich auf der Stufe komödiantischer Nachahmung verhardt. Die Zugehörigkeit der Erzählerin zum weißen Kollektiv, die als quasi-ethnographische Beobachterin schwarzer Lebensweise im Text ansonsten unsichtbar bleibt, wird hier einmal explizit:

„Ach, dachte ich erschrocken, sollte ich durch mein eigennütziges Eingreifen hier ein Familienglück zerstört haben? Das sei ferne! Und ich bot dem Seehelden an, seine Frau kommen zu lassen.“ (ebd.: 93)

Die Erzählerin kontextualisiert die Trauer des Kapitäns in ihrem europäisch geprägten Erfahrungshorizont, der in dieser Situation auf das bürgerliche Eheverständnis zurückgreift. Dementsprechend ist ihr Vorschlag auch, die Frau nachzuholen. Ihre Verflechtung in das weiße Kollektiv wird hier durch die verinnerlichte Vorstellung westlicher Eheverhältnisse expliziert.

Auch die Arbeit, neben der Ehe die zweite vermeintliche ‚Kulturleistung‘ der Weißen, stellt eine Distinktionslinie dar: „Und man glaubt es gar nicht, mit wie wenig Arbeit diese Leuten auskommen können!“ (ebd.). Arbeit ist ein wichtiger Bestandteil des bürgerlich-männlichen Selbstkonzeptes. Der Verlust von Arbeit bedeutete den Rückzug des männlichen Individuums in die private Sphäre und damit de facto den Verlust von Männlichkeit (vgl. Kessel 2004: 372f.). Die Schwarzen werden als kaum arbeitendes Kollektiv geschildert, mit dieser Vorstellung kontrastiert und darüber als ‚weniger männlich‘ dargestellt. Dieses Absprechen von Männlichkeit verbindet sich mit dem Verlust jedes männlichen Dominanzanspruchs. Folglich ist der zunächst harmlos anmutende Ausspruch der Versuch, die Schwarzen als untergeordnet zu markieren.

In den Texten von Bülowes spiegelt sich mithin der Versuch, die Schwarzen als rückständiges Kollektiv zu markieren. Über diese vermeintliche Rückständigkeit wird die Dominanz des weißen Kollektivs begründet.⁵ Die Involvierung der Erzählerin in ein als überlegen imaginiertes Kollektiv ist hierbei ein erster Bestandteil der Weiblichkeitskonstruktion.

Im historischen Verlauf gelang es über die diskursive Konstruktion kolonialer Weiblichkeit weibliche Handlungsspielräume zu erweitern. Diese Ausweitung wurde durch die ambivalente Subjektposition der Frauen zwischen ‚klassischer‘ Subordinierung unter weiße Männer und der ‚neuen‘ Dominanz über das schwarze Kollektiv herbeigeführt. Begründet wurde die Dominanzposition kolonialer Weiblichkeit über die Zugehörigkeit zum weißen Kollektiv. Wie gezeigt werden konnte, konstruiert auch von Bülowes Text diese Ausgangsposition. Es soll darum im Folgenden analysiert werden, wie

5 Katharina von Hammerstein kommt bei ihrer Untersuchung der umfangreichen autobiographischen Schriften Frieda von Bülowes zu ähnlichen Ergebnissen: „[A] self-defined cultural identity of white Germanness is still clearly contrasted with a stereotypical and collective definition of East African ethnicities by the German observer“ (Hammerstein 2011: 158).

von Bülow Hegemonieverhältnisse zwischen und innerhalb der „Rassen“ aufbaut und welche Auswirkungen dies auf die Positionierung weißer Frauen hat.

Hamis, der schwarze Diener der Erzählerin, wird als „Komödiant und Taugenichts“ vorgestellt, der „faul über die Maßen“ und so „langsam [...] als sei er beständig im Begriff einzuschlafen“ ist (Bülow 1894/95: 27). Zunächst lässt sich konstatieren, dass diese Charakterisierung implizit relational ist. Hamis ist „faul“ im Vergleich zum hier unsichtbar verbleibenden Vergleichsmaß: dem Weißen. Hier wird also zunächst wieder der Dualismus Weiß-Schwarz geöffnet, der die weiße Frau als Teil des weißen Kollektivs in eine dominante Position rückt. Hamis, so suggeriert es der Text, ist jedoch kein Einzelfall. Darum ist auch die „erste Sorge des nach der Kolonie kommenden Europäers [...] das Mieten eines Dieners“ (ebd.). Hamis' Charakterisierung verweist auf eine vermeintliche „Essenz“, die als prototypisch wahrgenommen werden soll. Als Beleg lässt sich hierfür anführen, dass die Schilderung des typischen Tagesablaufes eines schwarzen Dieners darauf ausgerichtet ist, die negativen Charaktereigenschaften auf humoristische Weise zu explizieren. Dabei wird beiläufig erwähnt, dass Hamis durch einen anderen Diener namens Salé ersetzt worden ist. Diese Austauschbarkeit verstärkt den Eindruck eines homogenen Kollektivs von schwarzen Dienern (vgl. ebd.: 28).

Dieses Kollektiv wird durch folgende diskursive Strategie weißen Frauen untergeordnet: „Aber selbst in ihren Umtrieben sind die Neger so kindlich naiv, daß man immer wieder lacht, anstatt sich zu ärgern“ (ebd.: 27). Schwarze Diener werden als kindlich klassifiziert. Diese Identifikation von Kindlichkeit und Dienerstatus wird fortgeführt in der Übernahme des amerikanischen Begriffes für Diener: „Boy“ (vgl. ebd.: 28). Ähnlich wie ein Junge bei Missetaten von seiner Mutter gescholten wird, stellt auch die Erzählerin die Zurechtweisung ihres persönlichen Dieners dar: „Ärgerlich stellte ich ihn bei seinem Wiederauftauchen zur Rede. Mit der Miene gekränkter Unschuld erklärte [sich] Salé, der übrigens ein guter Junge war“ (ebd.). Die Stilisierung schwarzer Diener als Kinder lässt sie unter den direkten Einfluss weißer Frauen geraten, da diese im klassischen Rollenbild des Bürgertums für die Kindererziehung verantwortlich sind.

Das Hierarchieverhältnis, in dem schwarze Frauen stehen, wird von der Erzählerin deutlich verbalisiert: „Die schwarzen Frauen nehmen eine untergeordnete Stellung ein“ (ebd.). Wie Birthe Kundrus ausführt, wurde der weiße, weibliche Körper symbolisch zum deutschen Volkskörper stilisiert. Als solcher musste dieser vor der Verfügungsgewalt der schwarzen Männer geschützt werden. Diese hätte qua bürgerlicher Geschlechtshierarchie auch schwarzen Männern zugestanden, wenn sich schwarze und weiße Frauen auf der gleichen Positionsebene bewegen würden. Somit war es notwendig, die Ungleichheit zu betonen und schwarze Frauen an das Ende einer rassialiserten Hierarchiekette zu stellen (vgl. Kundrus 2003: 223f.).

Das klare Hierarchieverhältnis zwischen schwarzen Frauen und Männern wird aber durch die Erzählung unterminiert. Schwarze Frauen würden „einen recht energischen Pantoffel“ (Bülow 1894/95: 28) über schwarze Männer schwingen. Dieser Umstand drückt sich in verkehrten Abhängigkeitsverhältnissen aus: Dem Mann kann durch seine Frau die Lebensgrundlage entzogen werden, indem sie das Essen kochen verweigert. Anstatt seinen Anspruch selber durchzusetzen, muss er seinen weißen Herren um Hilfe bitten. „Der an der verwundbarsten Stelle angegriffene Eheherr lief dann weinend und klagend zum Chef des Hauses“ (ebd.: 29). Diese Effeminisierung schwarzer Männer wird aber nicht nur am Verlust der Dominanz durchdekliniert. Besonders in der Übertragung weiblicher Eigenschaften aus der bürgerlichen Geschlechtsideologie auf den schwarzen Mann wird diese ‚Abwertung‘ deutlich: „[...] putzsüchtig und auf neue Roben erpicht ist der gut situierte Neger über die Maßen“ (ebd.: 28). Schwarze Männer werden demnach an schwarze Frauen angeglichen, indem sie mit weiblichen Attributen versehen werden und ihnen ihre Dominanz über schwarze Frauen abgesprochen wird.

Indem sie das Dominanz-Verhältnis der Geschlechter aushebelt, stellt von Bülow schwarze Männer auf eine Positionsebene mit schwarzen Frauen. Da diese zwangsläufig immer unter der Position weißer Frauen angesiedelt sein mussten, um koloniale Machtbalancen zu sichern, wird so auch der schwarze Mann auf eine Position unterhalb der weißen Frau gestellt und somit der direkten Dominanz durch weiße Frauen verfügbar gemacht.

Die Hegemonieverhältnisse zwischen weißen Frauen und gehobenen Klassen innerhalb des schwarzen Kollektivs lassen sich anhand des Zusammentreffens der Erzählerin mit dem ‚Inselpatriarchen‘ Schefatuma darstellen:

„Auf der Insel Yambe [...] herrschte ein Greis, Namens Schefatuma, als Patriarch unter seinen Sklaven, Weibern, Kindern und Kindeskindern. Schefatuma [...] begrüßte mich, als ich ihm die Antrittsvisite machte, als eine Art Lehnsherrin.“ (ebd.: 29)

Schefatuma wird eindeutig als Patriarch vorgestellt. Damit hat er im bürgerlichen Geschlechtsverständnis eine der Frau übergeordnete Position. Dem Herrschaftsverhältnis des Patriarchats wird mit dem Verweis auf die Lehnsherrschaft ein älteres Herrschaftsverhältnis gegenübergestellt. Diese im Jahr 1893 antiquierte Version eines Dominanzverhältnisses wird im Zusammentreffen von schwarzem Patriarchat und weißen Frauen reaktiviert und hebt die weiße Frau in eine dominante Position.

Diese Position wird über Charaktereigenschaften legitimiert. Schefatuma wird als „schmutziger Geizhals“, „habgierig“ und „mißtrauisch“ beschrieben (vgl. ebd.: 30). Schefatuma erweist sich als dermaßen ungerecht, dass seine Sklaven den Aufstand wagen und sich freiwillig unter die Herrschaft der Erzählerin stellen wollen. Hierdurch wird die Machtbasis Schefatumas symbolisch an die Erzählerin übertragen. Dieser Prozess markiert die gegenüber dem schwarzen Patriarchat höhere Positionierung der weißen Frau.

Neben den schwarzen Einheimischen tauchen noch andere „Rassen“ auf, die ebenso in ein weites Netz an Herrschaftsverhältnissen eingesponnen werden. Am deutlichsten wird das komplexe Zusammenspiel von sichtbaren Markern und Zuschreibungen auf der Grundlage vermeintlich kultureller Differenz am Beispiel des Guanesen.

Rein äußerlich würden die Guanesen griechischen Statuen ähneln (vgl. Bülow 1895/96: 744). Zunächst werden sie mit der Wiege westlicher Zivilisation in Verbindung gebracht. Dieser Vergleich erweist sich jedoch umgehend als Strategie, um ihr „wahres Wesen“ in der Kontrastierung zu verdeutlichen:

„Bis auf einige wenige [...] sind die Guanesen in Ostafrika arme Schlucker, ohne Haltung und Selbstgefühl, verkümmert und von eingeschüchtertem Wesen. Obwohl an Sauberkeit den Schwarzen weit nachstehend, machen sie sich den Europäern nützlich [...].“ (ebd.)

Sauberkeit war ein wichtiges Distinktionsmittel zwischen Schwarzen und Weißen. So verweist Nayan Shah darauf, dass moralische „Reinheit“ ein Zeichen weiblicher „Whiteness“ wurde und sich insbesondere in normativen Praxen artikulierte, die Sauberkeit erhalten (vgl. Shah 1999: 28f.). Durch das Verhältnis von Guanesen und Schwarzen im Hinblick auf die Reinlichkeit wird indirekt auch ein Hierarchiegeflecht zwischen ihnen und Weißen aufgebaut, das den Guanesen unter den Schwarzen und folglich auch unter den Weißen positioniert.

Diese Dominanzhierarchie wird noch komplexer gestaltet. So erweist sich die Beschreibung eines Inders durch die Erzählerin nicht nur als Dokument des blanken Rassismus, sondern positioniert ihn in relationaler Weise zu anderen Gruppen:

„Des Inders Gesicht ist gelbbraun, seine Augen schwarz und glänzend, sein Gesichtsausdruck habgierig und lauernd. Es fehlt ihm das Sanfte des Guanesen, die heitere Gutherzigkeit und Leichterzigkeit des Schwarzen, der Anstand und die edle Würde des Arabers. Von all diesen ostafrikanischen Typen ist der Inder der mindest Sympathische.“ (Bülow 1895/96: 743)

Wie hier bereits deutlich wird, scheinen die Araber eine hervorgehobene Stellung einzunehmen:

„Wie alle Araber sieht Mohamed vornehm und würdevoll aus. [...] Allein dadurch, wie das Kanzu im Gürtel zusammengehalten ist und wie es fällt, unterscheidet es sich von dem der Neger wie der Tag von der Nacht.“ (ebd.: 745).

Die Erzählerin benutzt die alte Metaphorik von Licht und Dunkelheit, um die höhere Position des Arabers hervorzuheben. Die Erzählerin bemüht demnach viele Strategien, um sich selber in einem Hierarchiegeflecht zwischen und unter den „Rassen“ an die Spitze zu stellen.⁶ Diese Hierarchie entsteht auch

6 Über die Darstellung der verschiedenen Ethnien in von Bülows autobiographischen Texten vgl. Hammerstein: 2011: 159ff.

bildlich in einer Prozession der Untergebenen, in der die von allen als „Bibi“, also Herrin angesprochene Erzählerin demütig bis an ihre Haustür begleitet wird (vgl. ebd.). Die Ausweitung von Handlungsspielräumen fußt hier wie in der Konstruktion kolonialer Weiblichkeit auf einer rassistisch begründeten Ermächtigung, die das Verhältnis zum weißen Mann zunächst unangetastet lässt.

Koloniale Weiblichkeit erfuhr im historischen Verlauf der Debatte um Frauen in den Kolonien über die Idee eines spezifisch weiblichen Kulturauftrags zumindest eine ideelle Aufwertung. Frieda von Bülow's Text hebt über eine Natur-Kultur-Differenz den besonderen Kulturgrad der Frau hervor. Bei dem rohen Schauspiel der Tötung eines Hais wird zunächst die Instabilität der Konstruktion offengelegt: „Es bedarf nur der Gelegenheit, um solche von unserer Kultur gebändigten Naturtriebe loszulassen“ (Bülow 1894/95: 26). Von dem allgemeinen Jubel lässt sich die Erzählerin nicht anstecken, ihre „Frauseele“ zeige nur eine gewisse Empfänglichkeit für das Schauspiel (vgl. ebd.). Offenbar gibt es also eine Abstufung zwischen der Seele und der „Frauseele“. Letztere ist auch bei der Versuchung durch „Naturtriebe“ im Stande, die Kultur zu bewahren.

Diese Rolle als Hüterin der Kultur wird in der Kolonie ausgespielt. Prototypische Kolonisten führen im Hotel der Erzählerin ein „ungewohntes Herrenleben“ unter dem Einfluss „geistiger Getränke“, was dem Etablisement bereits den Beinamen „Radau-Lokal“ eingebracht hat (vgl. ebd.: 27). Hier greift die Erzählung ohne Abwandlung die historische Argumentationslinie auf, nach der die Präsenz deutscher Frauen für den Prozess der ‚Zivilisierung‘ der Kolonien unabdingbar sei: Gleich nach der Ankunft der Erzählerin hätten die Siedler wieder zu einem manierlichen Verhalten zurückgefunden. Die Erzählerin führt ihren ‚Zivilisierungsauftrag‘ hier allein durch ihre Anwesenheit aus.

Eine bereits seit Beginn der Kolonialbestrebungen aktivierte Strategie zur Legitimierung der Anwesenheit von Frauen ist der Verweis auf ihre Rolle als „verlängerter Arm des Hausarztes“. Ursprünglich erlaubte die medizinisch-hygienische Professionalisierung eine Aufwertung der Bedeutsamkeit des Haushaltes, in dessen Rahmen die Hausfrau kurativ wirkte (vgl. Frevert 1985: 420). Im kolonialen Alltag, der oftmals durch eine mangelnde medizinische Grundversorgung gekennzeichnet war, wird das kurative Wissen Teil des weiblichen Kulturauftrags. Frauen sicherten durch ihre Fertigkeiten das Überleben in der Kolonie. Diese Aufgabe ist so wichtig, dass die Erzählung über sie sogar die Dominanzverhältnisse durchlässig werden lässt: Weiße „männliche Hausgenossen (weibliche waren nicht vorhanden) [konnten] sehr brav unterstützen“ (Bülow 1894/95: 97), wenn die Erzählerin die Kranken pflegt. Die federführende Rolle übernimmt dabei dank ihres Fachwissens die Frau, die im Rahmen dieser Tätigkeit sogar weiße Männer dirigieren kann. Weiblichkeit inszeniert sich hier nicht nur als aktiv handelnd, sondern auch

als für die Kolonie essentiell (vgl. ebd.: 97f.). Anders als in der Konstruktion kolonialer Weiblichkeit führt der Kulturauftrag bei von Bülow bis zur zeitweisen Aufhebung herrschender Dominanzverhältnisse innerhalb der Geschlechterhierarchie.

Die hier aufgezeigte, unterschwellige Verkehrung europäischer Geschlechterhierarchien wird im weiteren Verlauf der Erzählung aktiv forciert. Zunächst evoziert die Erzählerin über ein implizit gezeichnetes Selbstbild die Gleichheit der Geschlechter. Sie verweist auf ihre Teilnahme an den ersten Expeditionen in die Schutzgebiete zu einer Zeit, in der die Kolonie noch weit entfernt von dem in diesen Berichten stilisierten „Normalzustand“ gewesen sei, und reiht sich somit in die Riege der „genialen Bahnbrecher“ der Kolonialpioniere ein (vgl. ebd.: 25). Weiblichkeit wird hier über die Seme „Pioniergeist“ und „Stärke“ männlich konnotiert. Damit egalisiert der Text die Rollen von Frauen und Männern.

Eine für diese Zeit bemerkenswerte Inversion der Dominanzverhältnisse ergibt sich über einen Vergleich von europäischen Männern und Suaheli-Frauen, die als Ware auf dem Hochzeitsmarkt deklassiert werden. Europäische Männer werden direkt mit dieser ‚Ware‘ verglichen, denn, so die Erzählerin, wenn man „das Kind beim rechten Namen“ nenne, seien in Europa ja Männer die „Kaufobjekte“ (ebd.: 93). Hier werden weiße Männer auf eine Stufe mit schwarzen Frauen gestellt, indem der Objektstatus schwarzer Frauen auf sie übertragen wird. Weiße Frauen erhalten dabei über die kapitalistische Logik des Warentausches die Verfügungsgewalt über die männlichen Objekte. Diese Umkehrung der Subjekt-Objekt-Beziehung zwischen weißen Frauen und Männern platziert weiße Frauen an der Spitze der Dominanzhierarchie. Das ist als ein offensiv vorgetragener Dominanzanspruch dieser Weiblichkeitskonstruktion zu verstehen.

Eine sich diesem Vergleich anschließende Szene verleiht diesem Anspruch eine ambivalente Position. Um eine durch Löwen gefährdete Wegstrecke passieren zu können, begibt sich die Erzählerin in ein Schutzverhältnis zu weißen Männern. Dieser Akt könnte symbolisch als Wiedereinsetzung der männlich dominierten Geschlechterhierarchie gelesen werden. Die Erzählung legt jedoch einen starken Fokus auf die „Jagdpassion“ der Männer (vgl. ebd.: 94). Diese kann als ‚Naturtrieb‘ gelesen werden und verweist mithin auf die Diskussion über den vermeintlichen Regress männlicher Kolonisatoren ohne weiblichen Einfluss. Die Attribuierung mit einer instinktgeleiteten Eigenschaft verschiebt die Position des Mannes in die Richtung der als dem Menschen unterlegen gedachten Tierwelt. Das Schutzverhältnis, in das sich die Erzählerin hier begibt, entspringt in der Darstellung einer Eigenschaft, die den Mann unter das ‚Kulturwesen‘ der Frau situiert. Der Dominanzanspruch, mit dem die Konstruktion von Weiblichkeit aufgeladen wird, wird folglich nur oberflächlich besehen relativiert. Frieda von Bülows Konstruktion bricht mit der späteren Ausgestaltung kolonialer Weiblichkeit, denn in dem bemer-

kenswert offen vorgetragenen Dominanzanspruch ihrer Weiblichkeitskonstruktion lässt sich der Versuch lesen, die hierarchisch strukturierte Geschlechterordnung zu verändern. Ähnliche Versuche sind in der politischen Debatte erst im Jahr 1898 und nur kurzzeitig durch Feministinnen um Minna Cauer unternommen worden (vgl. Dietrich 2007: 274ff.). Minna Cauer gehörte dem radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung an und gründete im Jahr 1888 den Verein Frauenwohl, von dem vielfältige radikal-feministische Impulse ausgingen (vgl. Gerhard 1990: 164). Erst im Kampf gegen die staatlich reglementierte Prostitution sollte jedoch der Anspruch formuliert werden, Freiheit und Selbstbestimmung im Bereich der Sexualmoral und Geschlechterordnung für Frauen durchzusetzen (vgl. ebd.: 244ff.). Frieda von Bülow formulierte die Forderung nach Gleichheit der Geschlechter im literarischen Diskurs bereits fünf Jahre zuvor und steuert damit eine ungewöhnliche Präfiguration von Denkmustern bei.

4 Fazit

Frieda von Bülows Texte zeigen einen distinkten Versuch, Weiblichkeit diskursiv neu auszuhandeln. Ihre Weiblichkeitskonstruktion weist zwei Parallelen zur Konstruktion kolonialer Weiblichkeit auf. Erstens etabliert die Erzählerin einen Dualismus von Schwarzen und Weißen, der die Grundlage für zwei asymmetrisch positionierte, imaginierte Kollektive bildet. Ähnlich der Strategie kolonialer Weiblichkeit versucht die Erzählerin, ihre Zugehörigkeit zum weißen Kollektiv hervorzuheben und ihre stabilisierende Funktion zu betonen, um darüber eine erweiterte Handlungsbasis zu erlangen. Zweitens bemüht sich die Erzählerin ein komplexes Hierarchiegeflecht zwischen den ‚Rassen‘ aufzubauen und die eigene Position an der Spitze dieser Pyramide herzuleiten. Dieser Versuch, über rassistisch begründete Ermächtigung eine Machtposition zu erlangen, ohne die weiße Geschlechterhierarchie zu unterminieren, ist auch in der Ausgestaltung kolonialer Weiblichkeit identifiziert worden. Frieda von Bülows Texte lassen sich mithin als Muster späterer diskursiver Strategien lesen.

Die große Besonderheit in Frieda von Bülows Weiblichkeitskonstruktion zeigt sich in dem Versuch, die tradierte bürgerliche Geschlechterhierarchie zu verändern. Der Kulturauftrag der Frau wird zur diskursiven Grundlage erster Versuche, die Geschlechterhierarchie zu verkehren. Während Frauen in von Bülows Text implizit männlich attribuiert werden, setzt die Erzählerin Männer mit schwarzen Frauen gleich und betont ihre instinktgeleitete ‚Natur‘. Über diese Strategie verändern sich die Positionierungen der Geschlechter und Frauen erhalten eine gegenüber Männern dominante Position.

In ihrem Entwurf von Weiblichkeit lässt sich von Bülow somit auf zwei Arten als „Pionierin“ bezeichnen: Zum einen greift sie vielen Positionen der Mainstream-Ausgestaltung vor, zum anderen eröffnet sie in ihrer im Hinblick auf Geschlechterhierarchien spezifisch progressiven Ausrichtung eine eigene Spielart von Weiblichkeit. Die Untersuchung der bülowischen Artikel legt mithin nahe, dass es im Zeitraum zwischen 1890 und 1907 im Umfeld der Kolonialaktivitäten konkurrierende Entwürfe von Weiblichkeit gab, die spätestens mit der dominanten Stellung des Frauenbundes in einem – mit R. W. Connells Terminologie gesprochen – hegemonialen Entwurf kolonialer Weiblichkeit aufgegangen sein könnten. Der spezifische Entwurf Frieda von Bülows verharnt dabei wie die späteren Ausgestaltungen in einem ausgeprägten Kolonialrassismus. Ihr „Pioniergeist“ im Worte eröffnet möglicherweise den Zugang zu einem der Subdiskurse über Weiblichkeit zu dieser Zeit, bedarf aber im Hinblick auf seine rassistischen Elemente einer zeitgemäßen Erwiderung.

Literatur

- Axster, Felix (2005): Die Angst vor dem Verkaffern – Politiken der Reinigung im deutschen Kolonialismus. In: Werkstatt Geschichte 14, S. 39-53.
- Bechhaus-Gerst, Marianne (2013): Frieda von Bülow. In: Zimmerer, Jürgen (Hrsg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, S. 365-373.
- Bülow, Frieda von (1895/96): Am Werkeltag in Deutsch-Ostafrika. In: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit. Organ des Bundes Deutscher Frauenvereine 3, S. 740-745.
- Bülow, Frieda von (1894/95): Allerhand Alltägliches aus Deutsch-Ostafrika. In: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit. Organ des Bundes Deutscher Frauenvereine 2, S. 25-30 und 93-98.
- Dietrich, Anette (2009): Konstruktion weißer weiblicher Körper im Kontext des deutschen Kolonialismus. In: Eggers, Maureen Maisha (Hrsg.): Mythen, Masken und Subjekte: kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: Unrast-Verlag, S. 363-376.
- Dietrich, Anette (2007): Weiße Weiblichkeiten. Konstruktionen von »Rasse« und Geschlecht im deutschen Kolonialismus. Bielefeld: Transcript.
- Frevert, Ute (1985): „Fürsorgliche Belagerung“: Hygienebewegung und Arbeiterfrauen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft 11, S. 420-446.
- Gerhard, Ute (2005): Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789. München: Beck.
- Gerhard, Ute (1990): Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2003): Repräsentation, Subalternität und postkoloniale Kritik. In: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hrsg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast-Verlag, S. 17-38.
- Habermas, Rebekka (2017): Skandal in Togo. Ein Kapitel deutscher Kolonialherrschaft. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Hammerstein, Katharina von (2011): 'Race', Gender, Nation. Colonial(ist) Constructions of Alterity and Identity in Frieda von Bülow's Autobiographical Writings from German East Africa. In: Fronius, Helen/Richards, Anna (Hrsg.): German Women's Writing of the Eighteenth and Nineteenth Centuries. Future Directions in Feminist Criticism. London: Legenda, S. 155-168.
- Hammerstein, Katharina von (2007): Frieda von Bülow. In: Pusch, Luise (Hrsg.): Fembio. Frauenbiographieforschung. Hannover. URL: <http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/frieda-von-buelow/> [Zugriff: 28.02.2017].
- Kessel, Martina (2004): Heterogene Männlichkeit. Skizzen zur gegenwärtigen Geschlechterforschung. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 3: Themen und Tendenzen. Stuttgart: Metzler, S. 372-384.
- Klein-Arendt, Reinhard (2005): Ein Land wird gewaltsam in Besitz genommen. Die Kolonie Deutsch-Ostafrika. In: Becker, Felicitas/Beez, Jigal (Hrsg.): Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika 1905-1907. Berlin: Links, S. 28-49.
- Kundrus, Birthe (2004): Weiblicher Kulturimperialismus. Die imperialistischen Frauenverbände des Kaiserreichs. In: Conrad, Sebastian/Osterhammel, Jürgen (Hrsg.): Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871-1914. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 213-235.
- Kundrus, Birthe (2003): Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien. Köln: Böhlau.
- Shah, Nayan (1999): Cleansing Motherhood. Hygiene and the culture of domesticity in San Francisco's Chinatown, 1875-1900. In: Burton, Antoinette (Hrsg.): Gender, Sexuality and Colonial Modernities. London: Routledge, S. 19-33.
- Walgenbach, Katharina (2005): Emanzipation als koloniale Fiktion: Zur sozialen Position Weißer Frauen in den deutschen Kolonien. In: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 16, 2, S. 47-67.
- Walgenbach, Katharina (2005a): »Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur«. Koloniale Diskurse über Geschlecht, »Rasse« und Klasse im Kaiserreich. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Wildenthal, Lora (2003): Rasse und Kultur. Frauenorganisationen in der deutschen Kolonialbewegung des Kaiserreichs. In: Kundrus, Birthe (Hrsg.): Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, S. 202-219.
- Warmbold, Joachim (1986): Germania in Afrika. Frieda Freiin von Bülow, „Schöpferrin des deutschen Kolonialromans“. In: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte 15, S. 309-336.

Weiblichkeit als Zweideutigkeit: Phänomenologische Zugänge im Spannungsfeld zwischen Beschreibung und Konstituierung

Anna Orlikowski

Mit Blick auf die tradierten Dichotomien erscheint oder zeigt sich Weiblichkeit immer im Kontrast zur (hegemonialen) Männlichkeit. Vor diesem Hintergrund werden weitere Differenzierungen wie Rationalität – Irrationalität, Aktivität – Passivität, Wissenschaft und Lebenswelt situiert, die eine implizite Kontrastierung im Sinne einer Matrix geltend machen. Sie bestimmt unsere Denkmuster und Wahrnehmungsprozesse auf allen Ebenen des intersubjektiven Wissens und der Wissenschaft (vgl. Butler 2002: 303).

Durch die Hervorhebung der konstitutiven Leiblichkeit im Kontext einer lebensweltorientierten Phänomenologie u.a. bei Husserl, Merleau-Ponty, Schütz und Waldenfels werden solche Rationalisierungen und Objektivierungsverfahren einer Kritik unterzogen zugunsten einer differenzierten Beschreibung von Leib-Körper-Verhältnissen. In dieser neuen Perspektive auf ein *leiblich inkarniertes Subjekt* wurden neue Diskurse zu Geschlechter- und Körperdifferenz ermöglicht, die innerhalb der feministischen Philosophie großen Anklang gefunden haben.

Der Beitrag geht im ersten Abschnitt auf die phänomenologische Theorie der Leiblichkeit und deren methodologische Paradigmen in Hinblick auf Prozesse der Fremdkonstitution ein. Im zweiten Schritt wird mit Waldenfels' eigentümlicher ‚Phänomenologie des Fremden‘ das asymmetrische und uneinholbare Verhältnis zum anderen Geschlecht als genuine Fremderfahrung beschrieben. Der dritte Teil thematisiert den Leib als spezifische Geschlechtlichkeit im Kontext feministischer Philosophie. Abschließend wird die Frage diskutiert, inwiefern phänomenologische Zugänge für einen geschlechtertheoretischen Diskurs über weibliche Identität und Differenzerfahrung fruchtbar gemacht werden können.

1 Phänomenologie der Leiblichkeit: von Husserl zu Merleau-Ponty

Die deskriptive Methode gehört zum Kernstück eines phänomenologischen Vorgehens und zusammen mit der *Epoché*, d.h. einer methodologischen Einklammerung der Vorannahmen, Urteile und tradiierter Denk- und Wahrnehmungsmuster, zielt sie auf eine unvoreingenommene Betrachtungsweise der Phänomene: „Es gilt zu beschreiben, nicht zu analysieren und zu erklären: diese von Husserl der anfangenden Phänomenologie gegebene erste Lösung, ‚deskriptive Psychologie‘ zu sein, zurückzugehen auf ‚die Sachen selbst‘, ist zunächst eine Absage an ‚die‘ Wissenschaft“ (Merleau-Ponty 1966: 4).¹ Es handelt sich bei diesem phänomenologischen Verfahren der Beschreibung also um ein wissenschaftskritisches Verfahren, das darauf abzielt, die in der Erkenntnistheorie tradierte Trennung zwischen Subjekt und Welt und das daraus resultierende Dichotomie-Denken zu unterwandern zugunsten einer Denkweise, worin die vielfältigen Zusammenhangsstrukturen zwischen Welt und Subjektivität Berücksichtigung finden. Mit diesem Anspruch ändert sich die Perspektive des Zugangs von einem neutral objektiven Standpunkt der Betrachtung und Beschreibung (Objektivismus) zu einer konsequenten Einbeziehung der Ersten-Person-Perspektive:

„Der Gedanke ist eher, dass jedes Phänomen, jedes Erscheinen eines Gegenstandes, immer ein Erscheinen *von* etwas *für* jemanden darstellt. Wenn man verstehen möchte, wie körperliche Gegenstände, mathematische Modelle, chemische Prozesse, soziale Verhältnisse, kulturelle Produkte als das erscheinen können, was sie sind, und zwar mit der Bedeutung, die sie haben, dann muss man zwangsläufig das Subjekt oder die Subjekte mit einbeziehen, denen sie erscheinen.“ (Zahavi 2007: 18)

Dabei steht nicht nur der Modus der Intentionalität im Vordergrund, vielmehr gewinnt die *Dimension der Wahrnehmungserfahrung* an Bedeutung und mit ihr der Leib als transzendentaler Gesichtspunkt, von dem aus Wahrnehmen erst möglich wird. Im Kontext der feministischen Philosophie spielt die leiborientierte Perspektive eine zentrale Rolle, wenn es darum geht, konkrete soziale Erfahrungen und Praktiken auf der Ebene der Intersubjektivität oder des inter-korporalen Zusammenwirkens zu thematisieren. Es wundert nicht, dass man sich dabei auf die phänomenologisch fundierten Diskurse bezieht; vor allem im Rekurs auf Husserl, Merleau-Ponty, Lévinas und Waldenfels. Insgesamt unterstreichen diese Ansätze ein leiblich-habituales In-der-Welt-sein, das einen perspektivischen Standpunkt der Subjektivität repräsentiert. In

1 Husserls Kritik zielt zunächst auf den Naturalismus, der durch seine Verkürzung der Sachen zu bloßen Tatsachen und somit „als philosophische Deformation der Naturwissenschaften“ betrachtet werden kann (vgl. Waldenfels 1992: 17). Ferner entfaltet er in seiner *Krisis*-Abhandlung den Weg zur phänomenologischen ‚Wissenschaft von der Lebenswelt‘, die eine Alternative zur modernen objektivistischen Forschungspraxis darstellen soll.

erster Linie geht es aber um Wahrnehmungs-, Objektivierungs- und Institutionalisierungsprozesse, wie sie durch Verkörperung subjektive Erfahrung und soziales Handeln bestimmen.

Mit der Differenzierung der Begriffe „Leib“ und „Körper“ führt die Phänomenologie ein Instrumentarium ein, das die Verflechtung der Perspektiven wie „Körper haben“ und „Körper sein“ unterstreicht. Das Sprechen von einem Leibkörper, das in Husserls Intersubjektivitätsanalysen zentral ist, verweist auf seine „Doppelexistenz“ im Sinne einer zweifachen Zugehörigkeit einerseits zur Dingwelt, auf der anderen Seite ist der Leibkörper konstitutiv für die Subjektivität. Somit gehört die Frage nach dem Subjekt als einer leiblich in der Lebenswelt verankerten Existenz zum Kern der phänomenologischen Auseinandersetzung im Hinblick auf Objektivierungen des Körpers und Wissenskonstitution. Dieser Zugang zeichnet sich durch Perspektivität und Affektivität aus, worin der Leib als „Nullpunkt der Orientierung“ (Husserliana IV: 158) fungiert: Dieses leibliche und räumliche „Hier“ definiert alle anderen Körper als „dort“. Dabei verfügt der lebendige Leib-Körper nicht nur über eine „Positionsräumlichkeit“ wie die Gegenstände, vielmehr verfügt er über eine „Situationsräumlichkeit“ (Merleau-Ponty 1966: 125), die eine intersubjektiv-soziale Situiertheit impliziert.

Für Merleau-Ponty, der erstmal mit seinen systematischen Analysen in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* die Grundlegung einer Phänomenologie der Leiblichkeit vorlegt, ist der Leib das „Mittel überhaupt, eine Welt zu haben“ (1966: 176). Diese Welthabe ist gleichzeitig Ausdruck des Verankert-seins in einer Kulturwelt, deren impliziter sozialer Sinn, der sich habituell sedimentiert hat, in vielfältigen kulturellen Praxen, Institutionen und Ritualen zur Erscheinung kommt. Diese Artikulationsfähigkeit gehört zu den Grundbestimmungen einer leiblichen Existenz; sie ist konstitutiv für die Intersubjektivität, worin die Perspektive meines Leibes als „meinerseits“ durch die Präsenz des Leibkörpers in einem „Sein-für-andere“ verdoppelt wird. Merleau-Ponty spricht in diesem Zusammenhang von einem Doppelbezug des Leibes, der zwischen der subjektiv-relativen Lebenswelt und der Situation der anderen einen Bezug ermöglicht.²

Die Betrachtung des Leibkörpers als Ausdrucksmittel verweist auch darauf, dass dieser nicht nur einseitig als passives Ausdrucks- und Symbolmedium der Gesellschaft betrachtet werden kann, sondern als ein interaktives Glied die Wechselwirkungen zwischen körperlichen Praktiken und gesellschaftlichen Strukturen mitträgt. Der mimische Gebrauch des Leibes spiegelt das Verhältnis von Kultur und körperlicher Repräsentation wieder, dennoch enthält der leibliche Ausdruck eine Spontaneität: „Im Zentrum des Bewußtseins liegt die Struktur Welt mit ihrer doppelten Charakteristik als Sedimen-

2 Grundsätzlich ist der Begriff der Situation zentral und wird im Kontext der feministischen Philosophie sowohl von Beauvoir als auch von Butler referiert, um auf die konkrete geschlechterspezifische und historische Situation hinzuweisen (vgl. Butler 2002: 303ff.).

tation und Spontaneität“ (Merleau-Ponty 1966: 158). Depraz hebt ebenso hervor: „dass wir von einem Habitus bestimmt werden, der, so vorbewusst er auch sein mag, keineswegs nur in schlicht Gegebenem besteht: Vielmehr entsteht die Vielzahl unserer habituellen Verhaltensweisen im Rahmen der emotionalen und figurativen Dynamik des Subjektes, das eine Gemeinschaftlichkeit bestimmt, deren Komplexität sich an der Plastizität des Austausches des Gefühlten und bildhaft Ausgedrückten misst“ (Depraz 2012: 122). Sofern bedeutet das Phänomen des leiblichen Ausdrucks keine logische und kategoriale Artikulation, sondern es wird „zu einem adäquaten diskursiven Modus [...], der die Phänomene angemessen ausweisen kann“ (ebd.). Dabei muss verdeutlicht werden, dass die leibliche Erfahrung, die hier vordergründig ist, über die bloße Erfahrung des Leibes hinausgeht; so verweist Waldenfels darauf, dass die Erfahrung des Leibes eine Leiblichkeit der Erfahrung voraussetze (Waldenfels 2006: 70).

Diese im Kontext der Phänomenologie angestrebte ‚Rehabilitierung der Sinnlichkeit‘ geht mit der Anerkennung einer „leibhaftigen Vernunft“ (Waldenfels 1989) einher. Denn das „Leibwissen“ sowie seine „affektive Intelligenz“ stehen in einem engen Zusammenhang mit unserem lebensweltlichen Handeln und bedingen erst die Herausbildung der sekundären Rationalität, eines reflexiv-bewussten Wissens. Ferner ist durch die Affektivität des Leibes eine allgemeine Form der Sinnstiftung denkbar, weil es offenbar „eine Allgemeinheit des Empfindens“ gibt: auf dieser beruht „unsere Identifikation, die Verallgemeinerung meines Leibes und die Wahrnehmung des Anderen“, wie es Merleau-Ponty formuliert (1993: 152). Mit dem Begriff „Affektivität als Mosaik“ (Merleau-Ponty 1966: 185) wird eben die Verflechtung eines gemeinschaftlichen Empfindens hervorgehoben, die als grundlegend für jede inter-/subjektive Erfahrung gilt. Die Wahrnehmung des menschlichen Körpers gibt ihn nicht als einen beliebigen Gegenstand wieder, sondern ist „getragen von einem streng individuellen Sexuelschema“ (ebd.: 187); somit wird die Geschlechtlichkeit als „sexuelle Physiognomie“ sowie sexuelle Ausdrucksfähigkeit verstanden, wie sie sich in die affektive Ganzheit integrieren, ohne auf bloße Sexualität reduziert zu sein. Die Geschlechtlichkeit des Menschen bildet einen affektiven Untergrund und fungiert so *als Ausdruck der gesamten Existenz*. In diesem Sinne wird der „Begriff des Sexuallebens“ ernst genommen, indem er nicht nur ein partielles Phänomen des Lebens darstellt, sondern der in besonderer Weise die „Bewegung der Existenz“ von der Geschlechtlichkeit her begreift:

„So ist selbst die Geschlechtlichkeit, die man doch lange genug als typisches Beispiel einer bloßen Körperfunktion betrachtet hat, keineswegs ein peripherer Automatismus, sondern Intentionalität, die der Bewegung der Existenz selbst folgt und mit ihr sich erhebt und zurückfällt.“ (Merleau-Ponty 1966: 188)

In dem relevanten Abschnitt „Der Leib als geschlechtlich Seiendes“ aus der *Phänomenologie der Wahrnehmung* (1966: 181ff.) wird das Phänomen des

Leibes als lebendiges Ausdrucksfeld herausgestellt, das den Bereich der Geschlechtlichkeit impliziert: „Sie ist das, auf Grund dessen der Mensch eine Geschichte hat“, betont Merleau-Ponty in Berufung auf Freud; denn die „Sexualgeschichte eines Menschen liefert einen Schlüssel zu seinem Leben überhaupt, weil sich in der Geschlechtlichkeit des Menschen seine ganze Weise, zur Welt zu sein, projiziert“ (Merleau-Ponty 1966: 190). Damit wird *der existentielle Charakter der Geschlechtlichkeit* unterstrichen. Der geschlechtliche Leib stellt kein neutrales Objekt dar, er ist keine bloß äußere Begleiterscheinung, vielmehr fungiert er als *Ausdruck der gesamten Existenz*. Ferner muss auf die doppeldeutige Struktur der Leiberfahrung verwiesen werden. Der Leib wird „erst in der Erfahrung von ihm, und vornehmlich in der sexuellen Erfahrung und durch das Faktum der Geschlechtlichkeit“ zweideutig (Merleau-Ponty 1966: 200). Während er für die Anderen ein ‚Objekt‘ darstellt, ist die Leibperspektive ‚meinerseits‘ eine subjektive, die im Begehren oder in sexueller Erfahrung auf besondere Weise zum Ausdruck kommt. Diese dialektische Leibperspektive wird als „Spannung der Existenz auf eine andere Existenz hin“ (ebd.) gedeutet. Im Kontext dieser existentiellen Spannung muss auch die Thematisierung der Geschlechterdifferenz erfolgen. Dabei reduziert sich die Dialektik des Geschlechtsleibes nicht auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung, die Spannung der Existenz auf die Polarität der Geschlechter, sondern sie impliziert die Geschlechtlichkeit und die kulturell sedimentierten Bedeutungen, wie sie im konkreten Leib zum Ausdruck kommen. Die phänomenologische Perspektivierung der Leiblichkeit entwirft aber kein Idealbild, wie der Leib zu sein oder zu funktionieren hat: „Alle Weisen des Sehens sind wahr, wenn man sie nur nicht isoliert, vielmehr stets der Geschichte auf ihren Grund und zurück auf den einen Kern existenzieller Bedeutung geht, der in jeder der Perspektiven sich auslegen muß“ – hebt Merleau-Ponty hervor (1966: 16). Damit erfolgt der Anspruch einer „leibhaftigen Vernunft“ als eine Spontaneität des Leibes, die sich nicht am Optimierungszwang einer Rationalität der Machbarkeit orientiert, die Körper im Sinne normativer Muster reproduziert.³

Eine *Phänomenologie der Leiblichkeit* leistet einen großen Vorschub für eine Ausdifferenzierung intersubjektiver Verflechtungen im Hinblick auf Strukturen der Selbst- und Fremdwahrnehmung, der Geschlechterdifferenz, im Kontext der Diskurse zur Fremdheit, Ethik oder Anerkennung. Bevor aber Differenzierungsprozesse überhaupt möglich sind, spielt der Bereich der Anonymität eine zentrale Rolle. In seinen Analysen zur Leiblichkeit macht Merleau-Ponty deutlich, wie die leiblichen Strukturen auf ein anonymes ‚Man‘ verweisen:

3 Zur Einschreibung kultureller Haltungen und damit zusammenhängender Möglichkeiten und Techniken der Körperoptimierung siehe ausführlich bei Paula-Irene Villa (2011), Wiesbaden: Springer VS.

„das *Man* des leiblichen und das *Man* des menschlichen Lebens, Gegenwart und Vergangenheit als das Durcheinander von Leibern und Geistern, als Promiskuität von Gesichtern, Reden, Handlungen mit / diesem Zusammenhang unter ihnen allen, den man ihnen nicht abschlagen kann, da sie allesamt Differenzen, extreme Abweichungen von ein und demselben Etwas sind.“ (Merleau-Ponty 1986: 116f.)

Auf der Ebene einer undifferenzierten Sozialität stellt das Miteinander als Verflechtung eine strukturelle Möglichkeit für das Aufkommen von Differenzierungsprozessen dar. In dieser Sicht schließen sich Anonymität und Differenz nicht aus, vielmehr bleiben sie aufeinander bezogen im konstitutiven Sinne (Stoller 2010: 242). Bezogen auf die Kritik Butlers⁴ an der Sphäre der Anonymität, die eine spezifische Differenzierung im Hinblick auf Geschlechtlichkeit verstellen würde, betont Stoller den ursprünglichen Sinn der Anonymität, wie ihn auch Merleau-Ponty zu verstehen gibt: „Sie ist ein Vermögen, das keinen Namen hat, aber die Namensgebung ermöglicht“ (Stoller 2010: 239f.). Die Ermöglichung der Nennung spielt sich in einem Prozess der Differenzierung ab, der nur vor dem Hintergrund einer Horizonthaftigkeit stattfinden kann. Der aus Husserls Wahrnehmungstheorie entlehnte Begriff des Horizonts verweist einerseits auf die konstituierende Funktion des Horizonts, auf der anderen Seite zeichnet sich der Horizont durch eine Offenheit und einen „Charakter der Unbestimmtheit“ aus (vgl. Stoller 2010: 330). Der offene Horizont fungiert als Hintergrundphänomen, vor dem sich Gestalten abzeichnen. Hier ergeben nicht Figur und Hintergrund einen Sinn, als wären Figur und Hintergrund bloß zusammenzuzählen (im Sinne einer Addition), vielmehr entsteht zwischen Figur und Hintergrund ein differenzieller Sinn, indem sich beide aufeinander beziehen und nur durch ihren Bezug zueinander konstituieren (vgl. Stoller 2010: 334). Mit dem Modell der ‚Differenz als Differenzierung‘ geht es weniger um eine Markierung des Unterschieds, sondern um einen Prozess der Unterscheidung selbst. Damit kann man „nicht nur einen antiessenzialistischen Geschlechteransatz“ verfolgen, vielmehr wird auf die diesem Prozess inhärente „Offenheit und Unabgeschlossenheit“ als „Möglichkeit von Veränderbarkeit“ verwiesen (Stoller 2010: 339/340).

„Wesen hier müßte nicht gedacht werden als etwas Unveränderliches, Natürliches, Ewiges außerhalb des Raums der Geschichte, sondern könnte im Bezug zur ‚abendländischen Kultur‘ ausgelegt werden, etwa als die diskursive Einschreibung von Männlichkeit und Weiblichkeit in männliche und weibliche Körper.“ (Eldred 1999: 10)

Zwar ist der phänomenologische Ansatz anschlussfähig, um Geschlechterdifferenzen im Hinblick auf das Phänomen Weiblichkeit oder Männlichkeit neu zu betrachten, dennoch findet eine kritische Auseinandersetzung seitens feministisch orientierter PhänomenologInnen statt. Denn das In-Anspruch-

4 Zur Butlers Kritik an Merleau-Pontys Beitrag zur Geschlechtlichkeit in seiner *Phänomenologie der Wahrnehmung* siehe Butler 1997: 166-186. Sie kritisiert den neutralen Begriff der Existenz, der die konkrete Geschlechtlichkeit verstellen würde.

nehmen des neutralen Blicks bei der Betrachtung und Beschreibung der Phänomene impliziert durchaus einen generisch maskulinen Blick: „Es geht hier nicht um die männliche *Perspektive* als solche, sondern vielmehr um die männliche *Orientierung* eines Ansatzes, der als generisch vorgestellt wird – besonders dann, wenn er die männliche Perspektive unartikuliert läßt, verdeckt unter dem Mantel von Neutralität und Objektivität“ (Fisher 1997: 26).

Die hier zum Ausdruck gebrachte Wechselbezogenheit von Leib und Existenz muss ernst genommen werden auch im Hinblick auf die Bedeutung einer geschlechterspezifischen Erfahrung, wie sie als ‚männliche‘ oder ‚weibliche‘ Erfahrung beschreibbar wird. Somit möchte ich im zweiten Abschnitt den Ansatz zur Fremderfahrung problematisieren, der im Denken von Waldenfels die Fremdheit des anderen Geschlechts als eine uneinholbare Erfahrung unterstreicht.

2 Leib als Fremderfahrung: Waldenfels

Die von Waldenfels in seinem Beitrag herausgestellte *Fremdheit des anderen Geschlechts* (1997: 61-86) knüpft an die phänomenologischen Konzepte zur *Fremdwahrnehmung*, *Fremderfahrung* und *Fremdkonstitution* an. In diesem Kontext wird die Unterscheidung zwischen Eigenem und Fremdem konstitutiv für eine Dimension der Fremdheit oder Andersheit, die mit Husserls Worten als „Zugänglichkeit in der eigentlichen Unzugänglichkeit, im Modus der Unverständlichkeit“ definiert wird (Waldenfels 1997: 69).⁵ Diese Form der Unzugänglichkeit verweist auch auf eine grundsätzliche Unmöglichkeit, die Perspektive der/des Anderen einzunehmen. Die Fremdheit oder sogar Fremdartigkeit des anderen Geschlechts begegnet uns als etwas, das sich dem Zugriff entzieht. Das Fremde ist das ‚Außerordentliche‘, das die gewohnte, normative Ordnung (der Geschlechterzugehörigkeit) und somit jeden Versuch der Festschreibung überschreitet. Es entzieht sich dem eigenen Bereich und dem Verständnis:

„Fremdes ist nicht einfach anders oder anderswo in der Welt, sondern es ist ein originäres Anderswo, ein Dort, wo ich nicht sein kann. Das Eigene findet sich vom Fremden dadurch durch eine *Schwelle* getrennt; Fremderfahrung überschreitet diese Schwelle, ohne sie zu überwinden. Darin gleicht die Geschlechterdifferenz der Zwiefalt von Wachen und Schlafen, von Gesundheit und Krankheit, von Erwachsensein und Kindheit, von Mensch und Tier oder schließlich der Differenz zwischen Eigen- und Fremdsprache, zwischen Eigen- und Fremdkultur.“ (Waldenfels 1997: 69)

5 Zur ‚Erfahrung des Fremden in Husserls Phänomenologie‘ siehe auch bei Waldenfels: „...etwas ist zugänglich nicht trotz, sondern in seiner Unzugänglichkeit“ (1995: 53).

Diese Schwelle lässt sich nicht durch die Einführung neuer Kategorien oder Begriffe überwinden; sie verweist darauf, dass es keinen neutralen oder objektiven Standpunkt gibt, von dem aus Phänomene überblickbar oder durchsichtig wären. Der geschlechtliche Leib als Gegenstand einer deskriptiven Phänomenologie ermöglicht einen Zugang zur Erfahrung, die sich durch Perspektivität und Affektivität auszeichnet. Innerhalb dieser Erfahrungsstruktur findet Intersubjektivität auf dem Boden einer ‚Zwischenleiblichkeit‘ (Merleau-Ponty 1986; Waldenfels 2000) statt. Diese transformiert eine Konfrontation mit dem Fremden, das sich als fremde Leiblichkeit präsentiert, nicht bloß in eine Fremderfahrung, sondern wird in ein Fremdwerden der eigenen Erfahrung überführt, wie es Waldenfels treffend formuliert (Waldenfels 2006: 7f.).

Aber jede Erfahrung der Zwischenleiblichkeit beruht grundsätzlich auf einem Kontrast zwischen Eigenleib und dem anderen fremden Körper. Die Fremderfahrung im Sinne Husserls entspricht strukturell einer Wahrnehmungserfahrung. Denn der/die Andere wird zunächst gesehen als anderer Leibkörper, der *leibhaftig* zur Erscheinung kommt und als anderer Körper ‚dort‘ in der Wahrnehmung originär präsent ist bzw. sich präsentiert: „Der Andere verweist seinem konstituierten Sinne nach auf mich selbst, der Andere ist Spiegelung meiner selbst, und doch nicht eigentlich Spiegelung; Analogon meiner selbst, und doch wieder nicht Analogon im gewöhnlichen Sinne“ (Husserl 1986: 171). An dem Verfahren der Spiegelung, der sogenannten ‚Appräsentation‘, wird das eigentliche Problem des Fremdverstehens deutlich: Denn wenn mein Leib- und Selbstverständnis von mir aus auf ein anderes Subjekt übertragen werden, bleibt diese Konstitution in Hinblick auf das Wahrnehmungssubjekt und seine diversen Perspektiven unreflektiert und lückenhaft. Eine berechtigte Kritik an dem Verfahren der ‚analogisierenden Einfühlung‘ zielt auf die Nichtkoinzidenz der beiden Perspektiven, nämlich wie ich von mir aus Andere wahrnehme und andererseits die Perspektive der Anderen, wie sie sich selber erfahren. So bleiben mein Eindruck von außen und die subjektive Innenerfahrung der/des Anderen stets uneinholbar (vgl. Meyer-Drawe 1984: 122). Hinzu kommt, dass uns andere Menschen immer schon vor dem Hintergrund kulturell bedingter Sinnstrukturen erscheinen; sie präsentieren sich im Kontext anerkannter Identitäten oder irritieren durch Abweichung, geben vor, wie sie wahrgenommen werden. Erst eine vertiefte Reflexion im Hinblick auf eigene Sichtweisen und verankerte Konstruktionen verdeutlicht, dass die Perspektiven der Selbst- und Fremdwahrnehmung sich grundsätzlich asymmetrisch durchkreuzen. Bezogen auf die diversen Mann-Frau-Perspektiven spricht Waldenfels von einer *doppelten Asymmetrie*:

„Der Mann verhält sich zur Frau *nicht wie* die Frau zum Mann, nicht etwa, weil der eine ganz anders ist als die andere, sondern weil Fremde als solche dem wechselseitigen Vergleich entrückt sind. Eben deshalb bildet die abendländische Geschichte der Frau nicht einfach die Kehrseite der Geschichte des Mannes, als handle es sich lediglich um zwei

Seiten einer Medaille. Geschlechterdifferenz besagt, daß auch der Abstand vom anderen Geschlecht verschiedenartig durchlebt und durchlitten wird.“ (Waldenfels 1997: 70)

Auf der Ebene der durchlebten oder durchlittenen Erfahrungen, auf der geschichtlich-kulturellen Ebene sowie aufgrund von Biografie und Topografie entstehen Überschneidungen und Abweichungen. Den eigentlichen Abstand markiert aber die historische Situation, die auch in einem langen emanzipatorischen Prozess uneinholbar bleibt. Diese Asymmetrie verdoppelt bzw. wiederholt sich in jedem gegenwärtigen Bezug und müsste in einem Verfahren ans Licht gebracht werden, das bei Merleau-Ponty als eine ‚Reflexion auf ein Unreflektiertes‘ (1966: 13) figuriert. Denn es handelt sich um keine eindeutigen oder expliziten Perspektiven innerhalb von sozio-kulturellen Deutungs- und Zuschreibungsmustern, vielmehr um Verschiebungen im Hinblick auf die inneren Prozesse der Fremdkonstitution und Geschlechterkontextualisierung. Andererseits fügen sich Beschreibung, Zuschreibung und Festschreibung in eine Konstitutionslogik, worin die sedimentierte Geschichte sowie Produktivität der Konstruktionspraxen unreflektiert bleiben.

Waldenfels unterscheidet in seinen Überlegungen zur Erfahrung und Bestimmung der Geschlechter „zwischen einer vertikalen und einer horizontalen Dimension“ (Waldenfels 1997: 66; 2000: 340). Der vertikalen Achse ordnen sich die Erfahrungsdimensionen von Allgemeinheit und Besonderheit; bei der horizontalen Dimension geht es um Eigenheit und Fremdheit oder die Erfahrung von Nähe und Ferne.

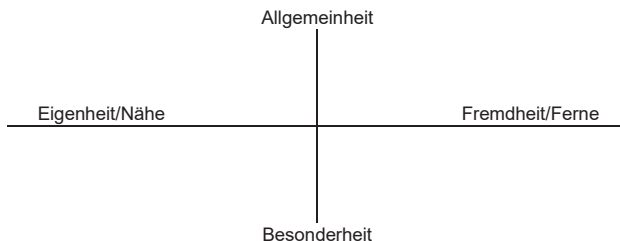


Abb. 1: *Vertikale und horizontale Erfahrungsdimension* (eigene Darstellung zu den Ausführungen bei Waldenfels 1997: 66; 2000: 340).

In die *vertikale Struktur* gehören die Prädikate ‚Mann‘ und ‚Frau‘, wie sie in der gängigen Unterscheidungspraxis die Bestimmung der Geschlechterdifferenz sowie die Differenz von Selbem und Anderem fundieren. Die *Komplementarität* in diesem Ansatz fasst ‚Mann‘ und ‚Frau‘ als ein Verhältnis auf, das einerseits auf gegenseitiger Ergänzung basiert, andererseits stehen sich Männlichkeit und Weiblichkeit als gleichberechtigte Partner gegenüber (Waldenfels 2000: 345ff.). Beim erstgenannten Verhältnis handelt es sich um

eine (ältere) tradierte Version, worin die „Er-gänzung“ zwar das Ganze beabsichtigt, ein Part aber dominiert und eine Hierarchie herstellt. Solche Formen der Hierarisierung finden sich in den kulturell verankerten Dichotomien von Öffentlichkeit und Privatheit (Häuslichkeit) oder Wissenschaft und Lebenswelt wieder. Es handelt sich bei diesen Unterscheidungen „keineswegs um bloß äußere Ortbestimmungen, sondern um soziale Orte, die den Geschlechtern ihren eigentümlichen Ort zuweisen“ (Waldenfels 2000: 345). Im Hinblick auf die *horizontale Unterscheidung* von Eigenem und Fremdem wird ein „Eigenbereich“ vorausgesetzt, der grundsätzlich unzugänglich bleibt, wie das bereits in der phänomenologischen Analyse der Fremdkonstitution deutlich wurde. Das Sprechen von einem bestimmten Ort aus, der zunächst durch die konstitutive Leiblichkeit vorgegeben ist, markiert eine Schwelle zwischen Eigen- und Fremdbereich. Die Ausgrenzung verweist dabei auf „ein originäres Anderswo, ein Dort, wo ich nicht sein kann“ (Waldenfels 1997: 69). Trotz der Ein- und Ausgrenzung bleibt Eigenes und Fremdes aufeinander bezogen. Dieser Bezug, als Verflechtung von Eigenem und Fremdem, wird im Anschluss an Merleau-Ponty mit dem Begriff des *Chiasmus* charakterisiert, worin „also auch Männliches und Weibliches“ sich überschneiden und „Spuren des einen im anderen“ zu finden sind (Waldenfels 1997: 71).

Mit dem Verweis auf die Erfahrungsdimension der Fremdheit wird gleichzeitig die implizite Ereignisstruktur hervorgehoben, die dem Muster *Selbstbezug entfaltet sich im Fremdbezug* folgt. Weiblichkeit figuriert bei Lévinas, dessen Denken der Exteriorität für Waldenfels' Ansatz einer Phänomenologie des Fremden prägend war, als „ein Ereignis in der Existenz“; es ist die Andersheit, die durch kein Verhältnis neutralisiert werden könnte, deren Seinsmodus der Entzug ist (Lévinas 2003: 56ff.).⁶ Trotz der feministischen Kritik an Lévinas und seiner Beschreibung der Weiblichkeit möchte ich die Ereignisstruktur im Kontext der Begegnung ‚von Angesicht zu Angesicht‘ unterstreichen, die als „Ausgangspunkt ethischer Alterität“ fungiert (Gürtler 2001: 319). Das Ereignis der Begegnung (insbesondere der Begegnung mit dem *anderen* Geschlecht) impliziert ferner ein Fremdwerden der Erfahrung, worin alle normativen und konstitutiven Festschreibungen durchgestrichen werden können zugunsten einer genuine Erfahrung des Fremden. In diese Struktur der Entgegnung spielen keine gewöhnlichen Vorstellungen das andere Geschlecht betreffend hinein, vielmehr ereignet sich diese Beziehung „nicht vor dem Hintergrund der Totalität“ (Lévinas 1987: 111), das heißt, sie weist über die gegebene Ordnung hinaus und lässt sich nicht einordnen.

‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ erhalten den Status eigenständiger Phänomenalität, indem die diversen Perspektiven und asymmetrischen Sicht- und Redeweisen über das andere Geschlecht ihre Berücksichtigung finden.

6 Zur Geschlechterdifferenz bei Lévinas siehe auch: Sabine Gürtler (2001), München: Wilhelm Fink.

Die unverrückbare Dimension des Eigenleibes als ‚Nullpunkt der Orientierung‘ und affektives Zentrum des Selbsterlebens bleibt aber uneinholbar. D.h. die Erfahrung des/der Anderen trifft an ihre Grenzen.

3 Leib in feministischer Sicht

Mit der Darstellung der grundlegenden Thesen zur Phänomenologie der Leiblichkeit stellt sich die Frage nach deren Anschlussfähigkeit im Kontext feministischer Philosophie sowie konstruktivistischer Theorie der Performativität. Oder wie Butler die Fragen im Zusammenhang ihrer Auseinandersetzung mit Merleau-Pontys Philosophie⁷ formuliert: „Wie hilfreich ist ein phänomenologischer Ausgangspunkt für eine feministische Beschreibung der Geschlechterzugehörigkeit?“ (Butler 2002, 306); und: „Kann die Phänomenologie für die feministische Rekonstruktion des Sedimentcharakters des Geschlechts, der Geschlechterzugehörigkeit und der Sexualität auf der Ebene des Körpers von Nutzen sein?“ (Butler 2002: 310).

Butlers präzise Fragestellung dokumentiert, dass eine intensive Auseinandersetzung mit der Phänomenologie stattgefunden hat, die durchaus als relevant für feministische Themen zu betrachten ist. In der umfangreichen Untersuchung *Existenz – Differenz – Konstruktion. Phänomenologie der Geschlechtlichkeit bei Beauvoir, Irigaray und Butler* zeichnet Stoller (2010) die impliziten Verweise auf phänomenologische Diskurse im Denken dieser prominenten Feministinnen nach. Am Leitfaden „der Verleiblichung in der Philosophie“ sieht sie den zentralen Fokus, den die feministische Philosophie gesetzt hat, auf dem Aspekt der Vergeschlechtlichung (Stoller 2010: 40). Damit konnte die in der Tradition diskursiv beschworene „Geschlechtsneu-

7 Bereits in den 1980er Jahren befasst sich Butler mit der Phänomenologie, indem Sie bei Maurice Natanson studiert und die Relevanz der phänomenologischen Auseinandersetzung mit dem Leib erkennt. Mit Merleau-Pontys Beitrag aus seiner *Phänomenologie der Wahrnehmung* zur ‚Leiblichkeit als geschlechtlich Seiendes‘ befasst sie sich bereits 1981 (dt.: 1997, in: Silvia Stoller/Helmuth Vetter (Hrsg.): Wien: WUV, S. 166-186). Hier kritisiert sie die männliche bzw. heteronormative Sicht in den Ausführungen zur Sexualität, jedoch den phänomenologischen Ansatz zur Expressivität des Leibes hebt sie hervor und vertieft diesen in einem weiteren Beitrag von 1988 (dt.: 2002, in: Uwe Wirth (Hrsg.): Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 301-320). In diesem thematisiert sie die körperlichen Möglichkeiten des Ausdrucks im Hinblick auf ihre Theorie der Performativität; es wird deutlich, dass sie den phänomenologischen Gedanken ‚Leib als Ausdruck‘ in dem Begriff des Performativen umwandelt im Sinne des radikal konstruktivistischen Ansatzes. Ausführlicher dazu in meinem Beitrag (im Erscheinen) ‚Leib als Ausdruck oder der performative Charakter der leiblichen Existenz: Merleau-Ponty und Butler‘; in: Malte Brinkmann/Marc Fabian Buck (Hrsg.): Leib – Leiblichkeit – Embodiment. Wiesbaden: Springer.

tralität des menschlichen Geistes“ als eine Festschreibung patriarchaler Strukturen entlarvt werden.

Bezogen auf das Ideal des Leibkörpers wird durch die androzentrische Perspektive eine gesellschaftliche Relevanz von Männlichkeit hervorgehoben, indem ‚der Mann‘ sowie ‚der männliche Körper‘ als zentraler Maßstab und als Norm angesehen werden. Die konkrete Lebenswelt als sozio-kulturelles Beziehungsgefüge fragmentiert sich durch Typisierung. Im Zuge eines Typisierungsprozesses verflacht die Fremderfahrung zugunsten eines abstrakten Idealtypus. So werden in einem Typisierungsprozess dem/der Anderen bestimmte Attribute, Funktionen und Verhaltensweisen vorstellend *als invariant* zugeschrieben und im Laufe der Erfahrung wieder reproduziert (vgl. Schütz 2003: 394f.). Gleichzeitig fungiert *der geschlechtliche Leib als Matrix für Zuschreibung und Einschreibung*; er ist die Projektionsfläche für typisierende, attributive oder anonymisierende Sinnsetzungen. In einem bestimmten Deutungskontext, wenn statt einer Fremderfahrung nur eine Typisierung erfolgt, erscheint dann z.B. ‚Weiblichkeit‘ als Innerlichkeit, Passivität oder Irrationalität. Die Geschlechterdifferenzierung erfolgt vor dem Hintergrund einer normativen Vorstellung der Zweigeschlechtlichkeit. Die Annahme von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ als anatomisch feststellbare Unterscheidung (Konstruktion) weist diese nicht nur als Status einer Allgemeingültigkeit aus, sondern proklamiert auch eine geschlechtliche Identität, die sich an dieser anatomischen Dichotomie der Geschlechter orientiert (Stoller 2010: 339).

Bereits Beauvoirs prominente Aussage – ‚man kommt nicht zur Welt als Frau, man wird es‘ – deutet darauf hin, dass Geschlechtlichkeit und Identität sozial hergestellt werden und so unsere Leiberfahrungen als geschlechtliche Subjekte bedingen. Die dem Leib zugeordnete Geschlechtsidentität prägt die subjektive Erfahrung, die als eigenleibliche Erfahrung durch Zuschreibung und Projektion zur sozialen Verkörperung wird. In der Einleitung zu *Das andere Geschlecht* schreibt Beauvoir: „[der Mann] begreift seinen Körper als direkte, normale Verbindung zur Welt, die er in ihrer Objektivität zu erfassen glaubt, während er den Körper der Frau durch alles, was diesem eigentümlich ist, belastet sieht und ihn als Behinderung, als Gefängnis betrachtet“ (Beauvoir 1949/1992: 12). Durch diese Fremdperspektive auf das *andere* Geschlecht wird die subjektive Erfahrung der Frau *fremdkonstituiert*. In einer langen Geschichte der Abwertung und Unterdrückung kann der eigene weibliche Körper nur als Hindernis bzw. als mangelhaft im Kontrast zum männlich geprägten Idealbild des Menschen betrachtet werden, wie das Beauvoir in ihrer Analyse der konkreten Situation der Frau herausstellt (ebd.). Weiblichkeit und Männlichkeit werden aus feministischer Sicht als Produkte gesellschaftlicher Normierungs- und Reproduktionsprozesse gesehen, worin sich diese impliziten Bewertungsmuster und Normkategorien bestätigen. Die kulturelle Einschreibung habitualisiert sich durch den Körper und als Leiber-

fahrung; sie fundiert die Geschlechter-Realitäten: „also das, was Männer und Frauen als ihre Wirklichkeit, ihre leibliche Existenz als Geschlechtswesen erleben“ (Gahlings 2006: 17).⁸

Somit gehört es zu einer emanzipatorischen Praxis, eine genuin weibliche Perspektive zu entwerfen, um fremdkonstitutiven Festlegungen entgegenzuwirken. Diesen Gegenentwurf zu einer eher negativen Betrachtung des weiblichen Körpers, wie das bei Beauvoir der Fall ist, liefert Irigaray, die auf der Ebene des weiblichen Imaginären das Potenzial sieht, mit neuen Bildern der Weiblichkeit die tradierte symbolische Ordnung zu stören. Denn in dieser Ordnung sind Frauen nicht nur unterrepräsentiert, sie bleiben im Kontext der diskursiven Kultur unsichtbar: „Der Mann ist das Subjekt des Diskurses gewesen: des theoretischen, des moralischen, des politischen Diskurses“ (Irigaray 1991: 13). Diesem Skandalon der mangelnden Repräsentation von Frauen soll der von Irigaray auf der symbolischen Ebene entworfene weibliche Körper entgegenwirken; und ferner, indem er als subversives Element einer feministischen Theorie der Geschlechterdifferenz die etablierten Diskurse unterwandert (Kuster 2005: 367; Stoller 2010: 54).

Seit ihren Schriften *Das Unbehagen der Geschlechter* und *Körper von Gewicht* gilt Butler als Körpertheoretikerin, die die Materialität und Performativität des Körpers⁹ in sozio-kulturellen Konstitutionsprozessen untersucht. Sie verweist radikal darauf, dass „Geschlechterzugehörigkeit ein Projekt mit dem Ziel des kulturellen Überlebens“ darstellt (Butler 2002: 305). Es geht in erster Linie um „Reproduktion von geschlechtsspezifischen Identitäten“ durch Konvention, indem bestimmte Geschlechternormen vorgeschrieben und performativ immer wieder hergestellt werden. Diese prägen auch die kulturelle Wahrnehmung des Körpers:

„Als intentional organisierte Materialität ist der Körper immer eine Verkörperung von Möglichkeiten, die durch historische Konventionen sowohl konditioniert wie beschnitten sind. Anders gesagt, der Körper ist eine geschichtliche Situation, wie Beauvoir sagt, und er ist eine Art des Tuns, der Dramatisierung und der Reproduktion einer geschichtlichen Situation.“ (Butler 2002: 305)

8 Gemäß der feministischen Kritik versucht Gahlings in ihrer ausführlichen Untersuchung zur *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen* (2006) die spezifisch weiblichen Erfahrungen als Spüren und Erleben des Eigenleibes in die phänomenologische Perspektive einzuholen. An den Merkmalen und Erfahrungsweisen des Frauenkörpers lassen sich Phänomene des Weiblichen beschreiben, die mit einer männlichen Perspektive nicht deckungsgleich sind. Phänomene wie Mutterschaft, weibliches Begehren und Begehrt-werden, Schmerzempfinden und andere mit der Konstitution des weiblichen Körpers einhergehende Erfahrungen sind nur aus der Perspektive des Eigenleibes bzw. der Ersten-Person-Perspektive als Phänomene beschreibbar.

9 Es ist der Übersetzung geschuldet, dass die in der deutschen Sprache mögliche Differenzierung zwischen „Leib“ und „Körper“ bei der Übersetzung des englischen Begriffs „body“ nicht immer berücksichtigt wird.

Butler verfolgt einen konstruktivistischen Ansatz. Zum Denken der Konstruktion gehört auch die begriffliche Differenz zwischen *sex* und *gender*; sie beruhe auf der Natur-Kultur-Dichotomie, die zwischen einem natürlichen bzw. biologischen und einem sozio-kulturellen Körper oder Geschlecht unterscheidet. Dieser Ansatz wird problematisiert in Hinblick darauf, dass der Körper immer schon das Ergebnis von kulturellen Interpretations-, Zuschreibungs- und Bewertungsprozessen darstelle und Identität, insbesondere die Geschlechteridentität als eine „performative Leistung“ zu betrachten sei, die durch *stilisierte Wiederholung von Akten* zustande komme (Butler 2002: 302). Ihre kritische Auseinandersetzung bezogen auf die Genese der performativen Geschlechtsidentität sieht Butler aufbauend auf phänomenologischen Voraussetzungen: „die wichtigste dieser Voraussetzungen ist die erweiterte Konzeption des Aktes als sowohl gesellschaftlich geteilt wie historisch konstituiert und als performativ“ (Butler 2002: 319). Die Aktintentionalität bzw. die Intentionalität des Leibes verweist ferner auf eine intraleibliche Verflechtung von „sex“, „gender“ und „desire“ (in phänomenologischer Entsprechung als Körper, Geschlechtlichkeit und Affektivität), die weder begrifflich noch ontologisch strikt voneinander getrennt sind. Vielmehr greifen sie ineinander und konstituieren eine sich leiblich-geschlechtlich vollziehende Identität. Im Vergleich aber zu den phänomenologisch fundierten Analysen der Leiblichkeit wie bei Merleau-Ponty steht bei Butler weniger der Körper oder Leib als solcher im Vordergrund der Untersuchung, sondern es geht um Prozesse der Körper- und Genderherstellung. Dennoch gibt es einen direkten Verweis auf die Phänomenologie und explizit auf Merleau-Ponty. Insofern also die feministische Kritik im Hinblick auf die Beschreibung der konkreten, geschichtlich-kulturellen Wirklichkeit der Geschlechter und deren Verhältnisse zueinander Berücksichtigung findet, bestätigt Butler die Anschlussfähigkeit des phänomenologischen Ansatzes (vgl. 1997: 184).

Für alle drei Vertreterinnen der feministischen Philosophie, Beauvoir, Irigaray und Butler, waren die phänomenologischen Analysen gerade hinsichtlich der Leibproblematik bedeutsam. So spielt der Begriff der Situation bezogen auf die konkrete Lebenswelt von Männern und Frauen und als leiblich inkarnierte Subjekte eine zentrale Rolle. Der Leib als Ausdruck geschlechtlicher Existenz sowie die Ebene der imaginären und fungierenden Leiblichkeit stellen ein ausdrückliches Potential für feministische Fragestellungen dar. Gerade im Hinblick auf den konstruktivistischen Ansatz in der feministischen Diskussion zur Geschlechterdifferenz unterscheidet sich der phänomenologische Zugang dadurch, dass dieser die verschiedenen Ebenen der Leiberfahrung und -konstitution ausdifferenziert. Damit entgeht er einer Reduzierung des Körpers oder der Geschlechtsidentität auf kulturelles Konstrukt, dem sich der ‚hergestellte‘ Körper dann verdankt. Mit dem Verweis auf eine fungierende Leiblichkeit sowie Spontaneität des (leiblichen) Ausdrucks lassen sich Umformungs- und Transformationsprozesse von (Geschlechts-)Körpern neu

deuten, ohne die sozio-kulturellen, diskursiven Einschreibungen zu durchstreichen.

Literatur

- Beauvoir, Simone de (1992): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Übers. von U. Aumüller/G. Osterwald. Reinbek: Rowohlt.
- Butler, Judith (2002): *Performative Akte und Geschlechterkonstruktion. Phänomenologie und feministische Theorie*. In: Wirth, Uwe (Hrsg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 301-320; (engl. „Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory“, in: *Theatre Journal* 40/4, 1988, S. 519-531).
- Butler, Judith (1997): *Geschlechtsideologie und phänomenologische Beschreibung. Eine feministische Kritik an Merleau-Pontys Phänomenologie der Wahrnehmung*. In: Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. Wien: WUV, S. 166-186.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Depraz, Natalie (2012): *Phänomenologie in der Praxis. Eine Einführung*. Freiburg: Herder.
- Eldred, Michael (1999): *Phänomenologie der Männlichkeit: kaum ständig noch*. Dettelbach: Röhl.
- Fisher, Linda (1997): *Phänomenologie und Feminismus*. In: Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. Wien: WUV, S. 20-46.
- Gahlings, Ute (2006): *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*. Freiburg/München: Alber.
- Gürtler, Sabine (2001): *Elementare Ethik. Alterität, Generativität und Geschlechterverhältnis bei Emmanuel Lévinas*. München: Wilhelm Fink.
- Husserl, Edmund (1986): *Phänomenologie der Lebenswelt. Ausgewählte Texte II*. Stuttgart: Reclam.
- Irigaray, Luce (1991): *Ethik der sexuellen Differenz*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kuster, Friederike (2005): *Weiblich-männlich (20.Jh.)*. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel: Schwabe, S.364-371.
- Lévinas, Emmanuel (2003): *Die Zeit und der Andere*. Hamburg: Meiner.
- Lévinas, Emmanuel (1987): *Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität*. Freiburg/München: Alber.
- Merleau-Ponty, Maurice (1993): *Die Prosa der Welt*. München: Wilhelm Fink.
- Merleau-Ponty, Maurice (1986): *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München: Wilhelm Fink.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: Gruyter.
- Meyer-Drawe, Käte (1984): *Leiblichkeit und Sozialität. Phänomenologische Beiträge zu einer pädagogischen Theorie der Inter-Subjektivität*. München: Wilhelm Fink.

- Stoller, Silvia (2010): Existenz – Differenz – Konstruktion. Phänomenologie der Geschlechtlichkeit bei Beauvoir, Irigaray und Butler. München: Wilhelm Fink.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK.
- Villa, Paula-Irene (2013): Subjekte und ihre Körper. Kulturosoziologische Überlegungen. In: Graf, Julia/Ideler, Kristin/Klinger, Sabine (Hrsg.): Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Villa, Paula-Irene (2011): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: Springer VS.
- Waldenfels, Bernhard (2006): Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2000): Das leibliche Selbst. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1997): Fremdheit des anderen Geschlechts. In: Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth (Hrsg.): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: WUV, S. 61-86.
- Waldenfels, Bernhard (1995): In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Zahavi, Dan (2007): Phänomenologie für Einsteiger. Paderborn: UTB/Wilhelm Fink.

„Das muß ihr als Frau erstmal eine oder einer nachmachen!“¹

Sind Angela Merkel und Ségolène Royal Beispiele für hegemoniale Weiblichkeit?

Frauke Grenz

In der bisherigen Forschung zu Frauen² in Führungspositionen stehen sich theoretische Ansätze und empirische Untersuchungen gegenüber. Theoretische Reflexionen zu Frauen in Spitzenämtern beziehen sich häufig nur eingeschränkt auf die Ergebnisse empirischer Studien. Konkrete Untersuchungen wiederum referieren in der Regel lediglich auf Theorien aus dem Bereich der Politik- und Medienwissenschaften (vgl. z.B. Lünenborg/Maier 2013; Holtz-Bacha 2008; Holtz-Bacha/König-Reiling 2007). Eine Rückbeziehung auf Weiblichkeitstheorien hingegen findet nur bedingt statt. Im Rahmen der Theoriedebatte um ein Konzept hegemonialer Weiblichkeit wird erörtert, inwiefern durch Weiterentwicklungen von Raewyn Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit (2005) die Weiblichkeit von Frauen in Führungspositionen

1 FAZ 31.05.2005a

2 Mit Frauen und Männern sind hier Personen gemeint, die als Frauen oder Männer gelesen werden. Diese Verwendung von geschlechtlich markierten Subjektpositionen ist nicht unproblematisch, da sie die Selbstverortung der bezeichneten Personen außer Acht lässt und somit einen Sprachumgang reproduziert, in dem Geschlecht binär-kodiert zugeschrieben wird. Dennoch scheint diese Verwendung in diesem Kontext angemessen, da gerade die Männlichkeit bzw. Weiblichkeit von in der Öffentlichkeit als Frauen oder Männer gelesenen Personen im Fokus steht. Bei der Bezeichnung von politischen Positionen hingegen habe ich mich – in dem Bestreben, die geschlechtliche Vielfalt in der Sprache abzubilden – für die Verwendung des sogenannten *Gender Gap* () entschieden. Der Unterstrich soll hierbei „vielfältige Möglichkeiten und Gestaltungsspielräume symbolisieren“ (AG Feministisch Sprachhandeln 2015: 25). So verwende ich beispielsweise die Schreibweise *Kanzler_inamt* und *Präsident_inschafft*, da diese politischen Positionen grundsätzlich allen Personen unabhängig von ihrer geschlechtlichen Verortung offenstehen. Ich erhebe mit der Entscheidung für diesen Umgang mit einer von Machtverhältnissen geprägten Sprache nicht den Anspruch, mich von einem diskriminierenden Sprachgebrauch befreit zu haben, denn „[e]s gibt nicht DIE empowernde, nicht-diskriminierende Sprache, sondern nur immer wieder neue, kreative Versuche, Wahrnehmungsgewohnheiten zu irritieren und sprachliche Diskriminierungen wahrzunehmen, herauszufordern, zu bemerken, anzusprechen, dagegen anzuschreiben und den eigenen Sprachgebrauch zu verändern“ (ebd.: 17, Hervorhebung im Original).

nen theoretisch zu fassen ist. Vor dem Hintergrund dieser Theoriedebatte diskutiere ich die Ergebnisse meiner diskursanalytischen Untersuchung zur journalistischen Berichterstattung über die Nominierungen von Angela Merkel und Ségolène Royal als Kandidatinnen für das Kanzler_innen- respektive Präsident_innenamt und zeige anhand der Empirie Brüche in den theoretischen Konzepten auf.

1 Theoriedebatte um ein Konzept hegemonialer Weiblichkeit

Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit (2005) wurde breit rezipiert und unter anderem hinsichtlich einer mangelnden Betrachtung der *Agency* von Frauen kritisiert. In den letzten Jahren unternahmen Wissenschaftler_innen Versuche, das Konzept der hegemonialen Männlichkeit in Bezug auf Weiblichkeiten weiterzuentwickeln: Sylka Scholz (2010) plädiert für ein Konzept hegemonialer Weiblichkeit, Andreas Stückler (2013) hingegen spricht von Verkörperung hegemonialer Männlichkeit durch Frauen und Mimi Schippers (2007) schließlich entwickelte ein Konzept der Paria-Weiblichkeit.

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit bildet den zentralen Bestandteil von Connells Geschlechtertheorie. Connell geht davon aus, dass Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit die Gesellschaft strukturieren (vgl. Connell 1987: 183) und konstatiert eine Geschlechterhegemonie. Hegemonie definiert sie hierbei nach Antonio Gramsci (1980) als „social ascendancy achieved in a play of social forces that extends beyond contests of brute power into the organization of private life and cultural processes“ (Connell 1987: 184). Während Gramsci seine Ausführungen über Hegemonie als Herrschaftsform, die auf Zustimmung beruht, vor allem auf Klassenunterschiede bezieht, überträgt Connell das Konzept auf das Geschlechterverhältnis: Die Beziehung zwischen Weiblichkeiten und Männlichkeiten stützt die strukturelle Dominanz von Männern über Frauen (ebd.: 183). Hegemoniale Männlichkeit bildet hierbei die Männlichkeitsform, die sowohl jeglicher Form von Weiblichkeit als auch anderen Männlichkeiten – Connell unterscheidet zwischen der komplizenhaften, der untergeordneten und der marginalisierten Männlichkeit (vgl. Connell 2005: 78ff.) – übergeordnet ist.

In Bezug auf Weiblichkeiten liefert Connell keine mit ihren Männlichkeitsformen vergleichbar detaillierte Differenzierung, da sie davon ausgeht, dass Formen von Weiblichkeit bereits ausreichend definiert wurden (vgl. Connell 1987: 183). Allerdings konstatiert sie, dass es keine Form von hegemonialer Weiblichkeit geben kann. Da alle Formen von Weiblichkeit im Kontext der generellen Dominanz von Männern über Frauen hergestellt werden, kann es keine Weiblichkeit geben, die unter Frauen die gleiche Position

innehat wie hegemoniale Männlichkeit unter Männern (vgl. ebd.: 186f.). Dennoch geht Connell davon aus, dass eine Form von Weiblichkeit, die sie betonte Weiblichkeit nennt, die Geschlechterhegemonie besonders unterstützt (vgl. ebd.: 183).

Während Connell selbst nicht von hegemonialer Weiblichkeit spricht, plädiert Sylka Scholz in ihrem kurzen Artikel „Hegemoniale Weiblichkeit? Hegemoniale Weiblichkeit!“ (2010) klar dafür, ein Konzept hegemonialer Weiblichkeit in Connells Ansatz zu integrieren, um die zunehmende ‚weibliche‘ Teilhabe an der sozialen Elite theoretisch zu fassen. Während bei der betonten Weiblichkeit vom Einverständnis der Frauen mit ihrer Unterordnung unter die ‚männlichen‘ Interessen ausgegangen wird, konstatiert Scholz, Weiblichkeit sei

„nicht mehr per se männlich dominiert. Einer kleinen Gruppe von Frauen gelingt es, in die soziale Elite des politischen Feldes aufzusteigen und neue Leitbilder von Weiblichkeit zu kreieren, die sich nicht mehr, wie das Konstrukt der betonten Weiblichkeit, aus einem Einverständnis mit der Subordination des eigenen Geschlechts und einer Ausrichtung auf männliche Interessen auszeichnen. In der heterosozialen Dimension kann demnach nicht länger von einer klaren Geschlechterasymmetrie zu Gunsten von Männern gesprochen werden, die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern beginnen sich zu durchkreuzen.“ (ebd.: 397)

Scholz macht dies in ihrem Artikel am Fallbeispiel Angela Merkel fest, die als erste Frau in Deutschland das höchste Amt³ im ‚männlichen‘ Feld der Politik⁴ innehat. Während Merkel ihr zufolge als Kanzlerin zwar durchaus zentrale Aspekte des Konstrukts der hegemonialen Männlichkeit übernimmt, bleibt sie dennoch eindeutig als Frau lesbar. Sie kann also nicht als Repräsentantin hegemonialer Männlichkeit verstanden werden. Sie und andere Frauen, die an der sozialen Elite teilhaben, stellten vielmehr eine Enteignung hegemonialer Männlichkeit dar, die es Scholz erlaubt von hegemonialer Weiblichkeit zu sprechen (vgl. ebd.: 398).

Andreas Stückler (2013) kritisiert Scholz‘ Ansatz dahingehend, dass dieser lediglich das subversive Moment von Frauen in Führungspositionen in den Blick nimmt und dabei außer Acht lässt, inwiefern diese die bestehende Geschlechterordnung reproduzieren. Es handele sich bei Scholz‘ hegemonia-

3 Formal untersteht di_er Bundeskanzler_in zwar der_m Bundespräsident_in und der_m Bundestagspräsident_in; faktisch ist si_er aber di_er politisch mächtigste Amtsträger_in und wird sowohl national als auch international als solche_r angesehen.

4 Pierre Bourdieu (1996) zufolge ist ein Feld zu verstehen als „ein Netz oder eine Konfiguration von objektiven Relationen zwischen Positionen“ (ebd.: 127). Zum ‚männlichen‘ Habitus gehört die Disposition zur Teilnahme an abgehobenen, ernsthaften Spielen, die es ihnen erlaubt, um die Positionen im Feld zu kämpfen. Den Männern werden also „durch eine regelrechte Dressur der Körper [...] jene ganz basalen Dispositionen aufgezwungen, die zur Teilnahme an den Spielen *geneigt* und *fähig* machen, die die Entfaltung der Virilität am meisten begünstigen: die Politik, die Wirtschaft, die Wissenschaft usw.“ (Bourdieu 2013: 99f., Hervorhebung im Original).

ler Weiblichkeit um eine theoretische Verkürzung, die mit einem Ideologieproblem innerhalb der Geschlechterforschung einhergehe (vgl. ebd.: 115f.). Er weist ihren Vorschlag zur Weiterentwicklung von Connells Konzept zurück und spricht sich dafür aus, bei Frauen in Führungspositionen von einer Verkörperung hegemonialer Männlichkeit durch Frauen auszugehen (vgl. ebd.: 118). In seinem Artikel „Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit?“ (2013) konstatiert Stückler, Scholz gehe leichtfertig darüber hinweg, dass sich ‚weibliche‘ Handlungspraxen zunehmend ‚männlichen‘ Normen, Werten und Idealen unterordnen und diese somit reproduzieren. Diese theoretische Verkürzung zieht Stückler zufolge ideologische Probleme für die Geschlechterforschung nach sich. Frauen in Führungspositionen stellten die Geschlechterordnung nicht etwa infrage, sondern trügen vielmehr zur Reproduktion des kapitalistisch-androzentrischen Systems bei (vgl. ebd.: 123). Während Scholz von einer Enteignung hegemonialer Männlichkeit durch Frauen in Führungspositionen ausgeht, konstatiert Stückler, die Geschlechterordnung bleibe „trotz (oder vielleicht gerade aufgrund) des Aufstiegs von Frauen in gesellschaftliche Spitzenpositionen erhalten“ (ebd.: 127). Immer mehr Frauen gelänge es „in traditionell männlichen Domänen mit den dort vorherrschenden androzentrischen Berufsidealen zu reüssieren, indem sie diese (notwendigerweise) internalisieren und reproduzieren“ (ebd.: 119).

Während Scholz' Beobachtung nicht von der Hand zu weisen ist, bedarf es weiteren Auseinandersetzungen mit dem Begriff der hegemonialen Weiblichkeit. Connell argumentiert einleuchtend gegen diesen Begriff, da sie mit ihrem Konzept der hegemonialen Männlichkeit zwei Ebenen abdeckt: Zum einen wird mit diesem Begriff die Männlichkeitsform beschrieben, die im homosozialen Raum, also in Bezug auf andere Männlichkeiten hegemonial ist. Zum anderen bedeutet hegemoniale Männlichkeit auch eine generelle Hegemonie von Männlichkeit über Weiblichkeit. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit kann also nicht ohne weiteres um ein Konzept der hegemonialen Weiblichkeit ergänzt werden. Scholz scheint hier ein Hegemonieverständnis anzusetzen, in dem personalisierte Macht im Vordergrund steht. Dieses ist allerdings nicht mit Connells Hegemoniebegriff in Einklang zu bringen.

Stücklers Einwand, Frauen in Führungspositionen ordneten sich den ‚männlichen‘ Regeln der Felder unter, ist überzeugend. Die Annahme, Frauen in Führungspositionen verkörperten hegemoniale Männlichkeit, scheint allerdings ebenfalls auf einer theoretischen Verkürzung zu beruhen: Die mangelnde Möglichkeit die Agency von Frauen in den Blick zu nehmen, die bereits in Bezug auf Connells Konzept kritisiert wurde, wird hier verschärft. Julia Gruhlich reagiert mit ihrem Artikel „Weibliche Topführungskräfte in der Wirtschaft“ (2013) direkt auf Stücklers Ansatz und wendet ein, dass sich ‚weibliche‘ Topführungskräfte zwar an einem Ideal hegemonialer Männlichkeit orientieren, dadurch aber nicht zu Männern werden, sondern eindeutig

als Frauen lesbar bleiben und somit zeigen, „dass es sich bei den als ‚typisch‘ wahrgenommenen männlichen und weiblichen Eigenschaften und Positionierungen um ein gesellschaftliches Konstrukt handelt“ (ebd.: 72). Gruhlich bezieht sich hierbei vor allem auf Schippers‘ Weiterentwicklung des Connell’schen Konzepts.

Schippers (2007) entwickelte in Anlehnung an Connells hegemoniale Männlichkeit einen alternativen Ansatz dazu, wie die Geschlechterhegemonie durch Männlichkeiten und Weiblichkeiten operiert und wie diese dazu dienen die Dominanz von Männern über Frauen zu sichern. Sie entwirft ein Modell, das zum einen Männlichkeiten nicht auf die Praxen von Männern und Weiblichkeiten auf die von Frauen reduziert und zum anderen eine Definition von Weiblichkeit, die diese neben Männlichkeit innerhalb der Geschlechterhegemonie situiert und multiple Konfigurationen denkbar macht.

Schippers‘ zentrale These lautet „it is in the idealized quality content of the categories ‘man’ and ‘woman’ that we find the hegemonic significance of masculinity and femininity“ (ebd.: 90). Ihr zufolge werden über „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ symbolische Bedeutungen für die Beziehung zwischen Frauen und Männern etabliert, die die Legitimation der Dominanz von Männern über Frauen sichern. Männlichkeit und Weiblichkeit sind also dahingehend hegemonial, dass sie den ideologischen Rahmen bieten, der legitimiert und organisiert, was Männer tun, um Frauen zu dominieren. Auf der Grundlage dieser Annahmen entwickelt Schippers Connells Definition von hegemonialer Männlichkeit wie folgt weiter: „Hegemonic masculinity is the *qualities defined as manly that establish and legitimate a hierarchical and complementary relationship to femininity* and that, by doing so, guarantee the dominant position of men and the subordination of women“ (ebd.: 94, Hervorhebung im Original). Diese Definition von hegemonialer Männlichkeit erlaubt es ihr, eine parallele Definition von hegemonialer Weiblichkeit zu formulieren: „*Hegemonic femininity consists of the characteristics defined as womanly that establish and legitimate a hierarchical and complementary relationship to hegemonic masculinity and that, by doing so, guarantee the dominant position of men and the subordination of women*“ (ebd., Hervorhebung im Original). Somit ersetzt Schippers Connells Begriff der betonten Weiblichkeit durch den der hegemonialen Weiblichkeit. In Bezug auf Scholz bedeutet dies, dass „die Deutung, Frauen in Machtpositionen seien hegemonial, also zurückgewiesen werden [muss]. Hegemonial ist im Umkehrschluss vielmehr nach wie vor die Vorstellung ‚der Frau‘ als Mutter und Ehefrau, die sich betont weiblich gibt“ (Gruhlich 2013: 72).

Für Frauen, die die Praxen der hegemonialen Männlichkeit verkörpern, führt Schippers den Begriff der Paria-Weiblichkeit ein:

„It is precisely because women often embody and practice these features of hegemonic masculinity, and because this challenges the hegemonic relationship between masculinity and femininity, that these characteristics, when embodied by women, are stigmatized and

sanctioned [...] I propose calling this set of characteristics *pariah femininities* instead of subordinate femininities because they are deemed, not so much inferior, as contaminating to the relationship between masculinity and femininity.“ (Schippers 2007: 95, Hervorhebung im Original)

Paria-Weiblichkeit bezieht sich also auf Frauen, die die bestehende Geschlechterordnung infrage stellen und sich männlich konnotierte Attribute wie Autorität und physische Stärke aneignen (vgl. Grulich 2013: 70). Diese Frauen werden häufig abgewertet, ausgestoßen und geächtet: „When a woman is authoritative, she is not masculine; she is a bitch – both feminine and undesirable“ (Schippers 2007: 95).

Die theoretische Debatte um eine Konzeptionalisierung der Weiblichkeit von Frauen in Führungspositionen ist vielschichtig und kontrovers. Meines Erachtens werden in allen drei hier diskutierten Ansätzen inhaltliche Argumente ausgetauscht, die eine Bereicherung für die Theorieentwicklung darstellen; allerdings geraten die Begrifflichkeiten durcheinander. Während Scholz dafür plädiert, dann von hegemonialer Weiblichkeit zu sprechen, wenn die Dominanz von Männern über Frauen infrage gestellt wird, verwendet Schippers denselben Begriff für diejenige Weiblichkeitsform, die eben diese Dominanz von Männern über Frauen legitimiert und sichert. Stückler zufolge reproduzieren und verkörpern Frauen in Führungspositionen lediglich hegemoniale Männlichkeit. Hierbei wird ihre Weiblichkeit allerdings außer Acht gelassen, weshalb Schippers bei Frauen, die sich Attribute der hegemonialen Männlichkeit aneignen, von Paria-Weiblichkeit spricht. Zusammenfassend lässt sich also konstatieren, dass bei Scholz die Reproduktion von hegemonialer Männlichkeit durch Frauen in Führungspositionen und bei Stückler die Weiblichkeit, die auch Frauen in Führungspositionen eindeutig als Frauen lesbar macht, vernachlässigt werden. Schippers' Ausführungen hingegen weisen keine derartigen theoretischen Schwächen auf. Sie schließen theoretisch an Connells Ansatz an und ergänzen diesen.

2 „Zum ersten Mal eine Frau“⁵ – Empirische Ergebnisse einer Diskursanalyse der Berichterstattung über Angela Merkel und Ségolène Royal

Im Rahmen einer diskursanalytischen Studie habe ich die journalistische Berichterstattung über die Nominierungen von Angela Merkel und Ségolène Royal als Kanzler_in- respektive Präsident_inschaftskandidatin untersucht. Der Datenkorpus umfasst für die Debatte um Angela Merkel 30 Artikel aus der Süddeutschen Zeitung (SZ), der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ),

5 FR 31.05.2005

der Frankfurter Rundschau (FR), der Welt und der tageszeitung (taz) vom 30. und 31. Mai 2005; für die Debatte um Ségolène Royal 33 Artikel aus Le Monde (LM), Le Figaro (LF) und Libération (Libé) vom 16. bis 18. November 2006⁶. Die untersuchten Zeitungen erfüllen einerseits die Kriterien „Tagesszeitung“, „überregional“ und „Qualitätspresse“, andererseits bilden sie ein möglichst breites Spektrum an politischen Ausrichtungen ab. Bei der Auswertung der Daten orientierte ich mich an der wissenssoziologischen Diskursanalyse nach Keller (vgl. Keller 2011; 2008).

In dem untersuchten Material werden Merkel und Royal sowohl mit weiblich als auch mit männlich konnotierten Zuschreibungen bedacht. Allerdings werden in Bezug auf diese Zuschreibungen unterschiedliche Deutungsmuster nahegelegt.

Sowohl Merkel als auch Royal werden zunächst eindeutig als Frauen konstruiert und im Sinne Karin Hausens (1976) als emotional, schwach, bescheiden und verletzlich dargestellt. So schreibt Le Figaro beispielsweise, Royal sei „sans doute plus fragile qu’il n’y paraît“⁷ (LF 17.11.2006a). Beide Politikerinnen werden als bescheiden und zurückhaltend beschrieben, und in Bezug auf Merkel heißt es, sie habe Stoiber die Kanzler_inkandidatur 2002 „angetragen“ (FR 31.05.2005). Zitiert wird die deutsche Kandidatin außerdem an mehreren Stellen mit selbstverleumdenden Aussagen. Der Süddeutschen Zeitung zufolge habe es „durchaus sympathische Züge, dass Merkel bei ihrer Selbstdarstellung in jeder Hinsicht zur Zurückhaltung neigt. Doch oft drückt sich das, auch politisch, in extremer Vorsicht aus“ (SZ 31.05.2005). Im Diskurs um Royal werden ihre vermeintlichen Gefühlsausbrüche hervorgehoben und ihre fürsorgliche Art betont. Sie sei eine „superinfirmière“⁸ (LF 18.11.2006a), die es geschafft habe, die Mitglieder der PS dazu zu bringen sich wieder zu vertragen, wie eine Mutter ihre streitenden Kinder. Im direkten Bezug auf Männer werden beide Kandidatinnen als abhängig dargestellt und immer wieder als Ehefrau, Lebensgefährtin oder Tochter präsentiert. So wird Helmut Kohl beispielsweise als Merkels politischer Ziehvater konstruiert: „Helmut Kohl. – Ohne ihn kann man Angela Merkel nicht verstehen. Er hat ihr politisches Talent erkannt. Er hat sie gefördert. An ihm ist sie gewachsen“ (SZ 30.05.2005). Der französischen Zeitung Libération fällt es schwer, sich François Hollande als „ministre d’un gouvernement

6 Angela Merkel wurde am 30. Mai 2005 als Kanzler_inkandidatin der *Christlich-Demokratischen Union* (CDU) und ihrer Schwesterpartei der *Christlich-Sozialen Union* (CSU) nominiert. Am 31. Mai wurde in den Zeitungen über die Nominierung berichtet. Für die Nominierung der Präsident_inschafskandidatin der französischen *Parti Socialiste* (PS) wurde am 16. November 2006 eine parteiinterne Wahl abgehalten. Am 17. November wurde das Ergebnis bekannt gegeben, sodass in den Tageszeitungen am 18. November darüber berichtet wurde.

7 „ohne Zweifel schwächer als es scheint“ (Die deutsche Übersetzung des französischsprachigen Datenmaterials erfolgte durch die Autorin.)

8 „Superkrankenschwester“

composé sous l'autorité de sa compagne⁹ (Libé 17.11.2006) vorzustellen. Insbesondere Royal wird außerdem als Mutter porträtiert und somit in der häuslichen Sphäre der Familie verortet: „[D]ès que le mot enfant est prononcé, Royal saute sur le sujet comme un parachutiste“¹⁰ (LF 17.11.2006). Vor allem im französischen, aber auch im deutschen Diskurs wird auf das Aussehen der Kandidatinnen rekurriert. Royal, „la dame en blanc“¹¹ (LF 17.11.2006a), wird hierbei als elegant und unschuldig dargestellt. Beide Politikerinnen werden außerdem über sexualisierende Repräsentationen objektiviert. Diese weiblich konnotierten Zuschreibungen ordnen beide Kandidatinnen in die bestehende Geschlechterordnung ein und weisen ihnen im Verhältnis zu Männern die subalterne Position zu.

Andererseits wird insbesondere Royals Weiblichkeit immer wieder als Qualität für das Präsident_inamt hervorgehoben. Als Mutter sei sie eine besonders gute Familienpolitikerin und auch für andere Bereiche zeichne ihre Weiblichkeit sie aus; gerade weil sie eine Frau ist, sei die „candidate-maman“¹² (LM 18.11.2006) besonders geeignet, die notwendigen politischen Veränderungen umzusetzen: „Ségolène Royal a bâti sa popularité sur sa singularité, sa différence, voire sa rupture avec la vieille maison socialiste“¹³ (LM 18.11.2006a). Darüber hinaus wird Royals feministisches Engagement immer wieder positiv hervorgehoben. Auch über Merkel heißt es vereinzelt, als Frau verkörpere sie „was Deutschland braucht – für die Sache der Frauen, der Familien und damit für die Zukunft unseres Landes“ (Welt 31.05.2005a).

Während beide Kandidatinnen zwar eindeutig als Frauen lesbar bleiben, rückt ihre Weiblichkeit an anderen Stellen in den Hintergrund. Über Merkel heißt es, die Kandidatin nehme „andere Kennzeichnungsetiketten als das Geschlecht in Anspruch, um die Besonderheit ihres Erfolges zu markieren“ (FAZ 30.05.2005). Insbesondere Merkel, vereinzelt aber auch Royal, werden immer wieder mit männlich konnotierten Zuschreibungen wie z.B. Rationalität, Autorität, Mut, Widerstandsfähigkeit und Durchsetzungsvermögen bedacht (vgl. Hausen 1976). Auch werden Parallelen zwischen ihnen und ihren männlichen Kollegen gezogen. So wird Merkel beispielsweise wiederholt als rationale und bodenständige Naturwissenschaftlerin und promovierte Physikerin bezeichnet. Sie sei mutig – „Ich fürchte mich vor gar nichts“ (FAZ 30.05.2005), wird die Kandidatin zitiert –, „kompetent und durchsetzungsfähig“ (Welt 31.05.2005a) und habe „stabile Nerven“ (FAZ 30.05.2005). Auch Royal wird vereinzelt als „déterminé“¹⁴ (Libé 16.11.2006), „cassante, directe,

9 „Minister einer Regierung, die unter der Autorität seiner Lebensgefährtin zusammengestellt wurde“

10 „sobald das Wort Kind fällt, stürzt sich Royal wie ein Fallschirmjäger auf das Thema“

11 „die Dame in Weiß“

12 „Mama-Kandidatin“

13 „Ségolène Royal hat ihre Beliebtheit auf ihre Eigenartigkeit, ihre Andersartigkeit, ja sogar ihren Bruch mit dem alten sozialistischen Haus gebaut“

14 „entschlossen“

tranchante“¹⁵ (Libé 16.11.2006a) und „autoritaire“¹⁶ (Libé 18.11.2006) beschrieben und Le Monde schreibt, sie habe sich „imposée partout avec une force peu commune“¹⁷ (LM 18.11.2006). Über Merkel heißt es außerdem, sie habe an Frauenpolitik nicht mehr Interesse als ihre (männlichen) Kollegen:

„Sie erinnert immer wieder an ihre berufliche Herkunft als Naturwissenschaftlerin; auch, um Mutmaßungen geradezu zu widerlegen, ihr Ehrgeiz sei vom Wettbewerb mit oder gegen männliche Kollegen oder Konkurrenten beseelt. Sie stellt dagegen fest, als Physikerin habe sie sich sowohl im Studium als auch anschließend im Beruf gleichberechtigt gefühlt, sie sei den Kategorien des Geschlechterkampfes damals in der DDR eher entzogen gewesen.“ (FAZ 30.05.2005)

Nichtsdestotrotz wird sowohl im Diskurs um Merkel als auch um Royal die Meinung vertreten, dass die Kandidatinnen entweder nicht in der Lage seien, sich männlich konnotierte Kompetenzen anzueignen und vermeintlich männliche Positionen einzunehmen, oder dies nicht dürften. Negative Darstellungen von Royal präsentieren die Kandidatin immer wieder als ‚zu weiblich‘ für die in der Politik erforderlichen ‚männlichen‘ Qualitäten. Sie sei zu schwach und verletzlich und könne sich nicht durchsetzen. Es mangle ihr an Rationalität und politischer Kompetenz. Selbst in positiven Darstellungen der Politikerin bleibt es undenkbar, dass sie in Hinblick auf ihren Lebensgefährten eine superiore Position einnehmen könnte. Stärke wird bei Royal vor allem in Bezug auf ihr feministisches Engagement gesehen, doch auch dies wird nicht ausschließlich als positive Aneignung einer männlich konnotierten Eigenschaft gedeutet, sondern als illegitim und übertrieben dargestellt. Sie sei eine „femme sans scrupule, prête à tout pour arriver au sommet“¹⁸ (LF 17.11.2006), „qui ne peut entreprendre la moindre réforme sans déborder sur les terres de ses voisins“¹⁹ (LF 18.11.2006). Royal wird also zunächst die Fähigkeit abgesprochen, sich die für die Politik als notwendig erachteten, ‚männlichen‘ Kompetenzen anzueignen. Gelingt es ihr doch, werden diese Attribute umgedeutet, negativ konnotiert und die Kandidatin als paranoide Kämpferin abgewertet: Sie habe „un compte à régler avec le macho qu’elle soupçonne de sommeiller en tout mâle qui tenterait de lui barrer la route“²⁰ (LF 17.11.2006). Ähnliches zeigen die Ergebnisse der Analyse des Diskurses um Angela Merkel. Auch ihr wird bisweilen abgesprochen, ‚männlich‘ kompetent handeln zu können. Sie wird als übertrieben hart dargestellt, als „be-rechnende eiserne Lady, der ein Mann nach dem anderen wegläuft“ (SZ

15 „schroff, direkt, messerscharf“

16 „autoritär“

17 „überall mit einer ungewöhnlichen Kraft durchgesetzt“

18 „Frau ohne Skrupel, zu allem bereit, um auf dem Gipfel anzukommen“

19 „die nicht die kleinste Reform unternehmen kann, ohne auf die Gebiete ihrer Nachbarn überzutreten“

20 „eine Rechnung zu begleichen mit dem Macho, den sie in jedem Mann zu schlummern vermutet, der versucht ihr den Weg zu versperren“

30.05.2005), und tritt als „programmatische Zuchtmeisterin“ (Welt 31.05.2005) in Erscheinung, die über Leichen geht (vgl. FAZ 31.05.2005) und mit ‚männlicher‘ Autorität und Macht nicht verantwortungsvoll umzugehen weiß.

3 Diskussion der empirischen Ergebnisse vor dem Hintergrund der Theoriedebatte

Eine Diskussion der dargestellten Ergebnisse in Bezug auf die theoretische Debatte um ein Konzept hegemonialer Weiblichkeit zeigt, dass einzelne Aspekte aus dem untersuchten Material insbesondere Scholz' *hegemonialer Weiblichkeit* als auch Stücklers *Verkörperung von hegemonialer Männlichkeit durch Frauen* widersprechen. Doch auch Schippers' Konzept von *hegemonialer* und *Paria-Weiblichkeit* scheint nicht auszureichen, um die geschlechtlich konnotierten Zuschreibungen der beiden Kandidatinnen zu theoretisieren.

Schippers' Ausarbeitung von Connells betonter Weiblichkeit begreift hegemoniale Weiblichkeit als weiblich definierte Eigenschaften, über die eine hierarchische und komplementäre Beziehung zur hegemonialen Männlichkeit aufgebaut und legitimiert und so die Dominanz der Männer und die Unterordnung der Frauen garantiert wird (vgl. Schippers 2007: 94). In dem untersuchten Material werden beiden Kandidatinnen derartige Eigenschaften zugeschrieben. Allerdings beschränken sich die Darstellungen von Merkel und Royal nicht auf die Zuschreibung dieser ‚weiblich‘-inferioren Eigenschaften. In dem untersuchten Material wird insbesondere bei Royal, vereinzelt aber auch in Bezug auf Merkel, die Weiblichkeit der Kandidatinnen in eine Überlegenheit über (männliche) Konkurrenten umgedeutet. Darüber hinaus stellen bereits die politischen Karrieren und die Nominierungen der beiden Frauen als Kandidatinnen der jeweiligen höchsten politischen Ämter die Geschlechterordnung infrage. Aus diesem Grund konstatiert Scholz eine Enteignung hegemonialer Männlichkeit.

In dem untersuchten Material wird Weiblichkeit jedoch keineswegs uneingeschränkt als Qualität dargestellt. Im Gegenteil wird Merkel insbesondere über weiblich konnotierte Zuschreibungen abgewertet, und auch die eindeutige Repräsentation von Royal als Frau und Feministin dient immer wieder dazu, ihr Kompetenz und Seriosität abzuspochen. Bei Scholz' Ansatz scheint es sich also nicht nur theoretisch um eine Verkürzung zu handeln. Während sie in Merkels Kandidatur den Beweis für eine neue hegemoniale Weiblichkeit sieht, unterstützt die vorliegende Empirie diese Annahme nicht. Eine Bestätigung von Merkel als Kanzler_inkandidatin erfolgt überwiegend über die Zuschreibung von im ‚männlichen‘ Feld der Politik als positiv be-

werteten Eigenschaften, Handlungen und Praxen. Insbesondere Merkel wird vor allem dann als politisch kompetent beschrieben, wenn ihr Männlichkeit zugeschrieben wird. Männlichkeit wird hier also nach wie vor als hegemonial gegenüber Weiblichkeit dargestellt.

An diesem Punkt setzt Stücklers Argumentation an. Ihm zufolge reproduzieren Frauen in Führungspositionen lediglich die ‚männlichen‘ Codes des politischen Feldes und verkörpern somit Connells hegemoniale Männlichkeit. Da der Datenkorpus ausschließlich aus Textmaterial besteht, können die Ergebnisse nur eingeschränkt mit einer Theorie in Verbindung gebracht werden, die einen Fokus auf die Verkörperung legt. Hierzu wären weitere empirische Studien vonnöten, die beispielsweise auch die Selbstdarstellungen von Merkel und Royal sowie ihre öffentlichen (Fernseh-)Auftritte mit einbeziehen. Doch auch in dem untersuchten Material wird deutlich, dass die beiden Politikerinnen keineswegs ausschließlich über die Internalisierung und Reproduktion von androzentristischen Berufsidealen reüssieren (vgl. Stückler 2013: 119). Auch Stücklers Ansatz wird vor dem Hintergrund der empirischen Ergebnisse brüchig.

Während sich Scholz‘ und Stücklers Konzepte bereits auf theoretischer Ebene gegenseitig widersprechen, finden sich auch in meinen empirischen Ergebnissen Aspekte, die den jeweiligen Ansätzen einerseits ent- und andererseits widersprechen. Frauen in Führungspositionen scheinen die hegemoniale Männlichkeit also weder uneingeschränkt zu enteignen noch ausschließlich zu reproduzieren. Vielmehr entsteht der Eindruck, dass sowohl Royal als auch Merkel mit ihren Nominierungen als Präsident_inschafts- respektive Kanzler_inkandidatin die hegemoniale Beziehung zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit ‚stören‘. Diesen Aspekt greift Schippers in ihrem Konzept der Paria-Weiblichkeit auf und konstatiert, „[h]egemonic masculinity must become something completely different when enacted by women“ (Schippers 2007: 96). Schippers stimmt Stückler dahingehend zu, dass hegemoniale Männlichkeit auch von Frauen verkörpert werden kann. Dies führe allerdings zu einer fundamentalen Veränderung, da hegemoniale Männlichkeit ausschließlich von Männern auf legitime Art und Weise ausgeführt werden könne (vgl. ebd.). Aus diesem Grund geht Schippers in ihrem Ansatz zur Paria-Weiblichkeit davon aus, dass eine Aneignung von hegemonialer Männlichkeit durch Frauen immer mit einer Abwertung einhergeht, da diese als illegitim wahrgenommen wird.

Entsprechende Beispiele finden sich auch in dem untersuchten Material und so scheint es angemessen, Merkel und Royal mit dem Begriff der Paria-Weiblichkeit zu beschreiben. Allerdings lassen sich in den Darstellungen beider Kandidatinnen auch gegenteilige Deutungen finden. Merkel wird über männlich konnotierte Zuschreibungen nicht ausschließlich abgewertet. Darstellungen der Politikerin als geeignete Kanzler_inkandidatin gehen häufig mit männlich konnotierten Zuschreibungen einher. Merkel wird durch diese

Zuschreibungen aber nicht zum Mann, weshalb nicht einfach von einer Verkörperung hegemonialer Männlichkeit gesprochen werden kann (Stückler 2013). Allerdings wird die Politikerin auch nicht ausschließlich abgewertet, wie es Schippers in ihrem Konzept der Paria-Weiblichkeit vorsieht. Auch die Darstellungen von Royal entsprechen Schippers' Ansatz nicht uneingeschränkt. Ihr Aufstieg als Kandidatin für das höchste Amt im ‚männlichen‘ Feld der Politik wird nicht ausschließlich als Aneignung von hegemonialer Männlichkeit dargestellt. Ihr politischer Erfolg wird vor allem mit ihrer Weiblichkeit in Verbindung gebracht. Dieser Aspekt widerspricht nicht so sehr der von Schippers angenommenen Abwertung von Frauen, die hegemoniale Männlichkeit verkörpern; vielmehr wird infrage gestellt, inwiefern politische Kandidat_innen von der Gesellschaft tatsächlich als hegemonial-männlich wahrgenommen werden müssen, um im politischen Feld zu reüssieren. Dies unterstützt Scholz' These einer Enteignung hegemonialer Männlichkeit. Hier von hegemonialer Weiblichkeit zu sprechen, widerspricht jedoch der theoretischen Logik.

Die Diskussion der empirischen Ergebnisse vor dem Hintergrund der Theoriedebatte um hegemoniale Weiblichkeit zeigt, dass die vorgestellten Konzepte theoretische Lücken aufweisen. Während Scholz' Ansatz zur hegemonialen Weiblichkeit Connells Begrifflichkeiten zu verkehren und die Reproduktion der ‚männlichen‘ Norm des politischen Feldes durch Frauen in Führungspositionen zu verkennen scheint, gelingt es Stückler nicht, das subversive Moment in den Blick zu nehmen, das entsteht, wenn als Frauen gelebte Personen Positionen einnehmen, die bislang ausschließlich Männern vorbehalten waren. Schippers' Ausarbeitung zum Begriff der hegemonialen Weiblichkeit hingegen überzeugt, bezieht sich aber keineswegs auf die Beschreibung von Frauen in Führungspositionen. Hierzu dient vielmehr ihr Ansatz zur Paria-Weiblichkeit, mit dem Frauen beschrieben werden, die sich ‚männliche‘ Autorität aneignen. Schippers geht in ihrem Konzept allerdings davon aus, dass diese Frauen grundsätzlich Ächtung erfahren. Die Ergebnisse meiner Analyse aber zeigen, dass Merkels zugeschriebenes ‚männliches‘ Auftreten z.T. begrüßt wird und bei Royal bisweilen ihre Weiblichkeit positiv hervorgehoben wird, um sie als für eine ‚männliche‘ Position qualifiziert darzustellen.

4 Fazit

Connells Ausarbeitung zu unterschiedlichen Männlichkeitsformen um eine Ausdifferenzierung von Weiblichkeitsformen zu ergänzen, stellt ohne Zweifel eine Bereicherung für die Geschlechterforschung dar. Insbesondere in Schippers' Ansätzen zu hegemonialer und Paria-Weiblichkeit wird Connells

Konzept überzeugend weiterentwickelt. Dennoch mangelt es nach wie vor an einer theoretischen Konzeptionalisierung einer Weiblichkeitsform, die Personen beschreibt, die als Frauen gelesen werden und sich ‚männliche‘ Autorität aneignen, ohne abgewertet zu werden. Offen bleibt also die Frage, ob das Ausbleiben der Abwertung darin begründet ist, dass akzeptiert wird, dass Frauen ‚männlich‘ sein können oder ob sich vielmehr verändert, was als ‚männlich‘ erachtet wird. Wird Merkel als ‚männliche‘ Frau dargestellt und damit auch in der Alltagssprache nicht länger davon ausgegangen, dass Männlichkeit ausschließlich die Praxen von Männern beschreibt? Oder zeigt die Beobachtung, dass politische Kompetenz, Autorität, Durchsetzungsvermögen, Stärke, Härte, etc. einer Frau zugeschrieben werden, dass diese Aspekte nicht länger ausschließlich männlich konnotiert sind? Und bedeutet die Erkenntnis, dass feministisches Interesse, Fürsorglichkeit, Erfahrungen aus dem Bereich der Familie, etc. auch als Qualitäten für die Politik herausgestellt werden, dass die Politik kein ausschließlich ‚männliches‘ Feld mehr ist? Angesichts der Tatsache, dass Royal über derartige Zuschreibungen zum Zeitpunkt ihrer Nominierung zwar mitunter positiv dargestellt wurde, die französische Präsident_inschaftswahl 2007 letztlich aber verlor und Frauen insgesamt nach wie vor selten die höchsten Posten in der Politik bekleiden, kann die Politik kaum als „entmännlicht“ betrachtet werden. Ob sich der vermeintliche Widerspruch zwischen Frausein und Männlichkeit auflöst oder aber die Definition von Männlichkeit verschoben wird, bleibt zu untersuchen.

Aus einer queertheoretischen Perspektive stellt sich grundsätzlich die Frage, inwiefern eine Weiterentwicklung von Weiblichkeits- und Männlichkeitstheorien nicht immer auch mit einer Reproduktion des zweigeschlechtlichen Systems und bestimmten Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit verbunden ist. Auf diese Problematik weist bereits Connell in ihren Ausarbeitungen zu *Masculinities* hin: „In speaking of masculinity at all, then, we are ‘doing gender’ in a culturally specific way“ (Connell 2005: 68). Weiblichkeits- bzw. männlichkeitstheoretische Studien beteiligen sich also an der Konstruktion von Geschlecht, während in queertheoretischen Ansätzen die Dekonstruktion von Geschlecht im Vordergrund steht. Bei der Frage, ob und welchen Beitrag Wissenschaftler_innen zu einer Theorieentwicklung von Weiblichkeitskonzepten leisten möchten, handelt es sich also (auch) um eine politische Entscheidung.

Literatur

AG Feministisch Sprachhandeln (2015): Was tun? Sprachhandeln – aber wie? W_Ortungen statt Tatenlosigkeit! <http://feministisch-sprachhandeln.org/wp->

- content/uploads/2015/04/sprachleitfaden_zweite_auflage.pdf
[Zugriff: 07.04.2016].
- Bourdieu, Pierre (2013): Die männliche Herrschaft. 2. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Connell, Raewyn (2005): Masculinities. 2. Auflage. Cambridge: Polity Press.
- Connell, Raewyn (1987): Gender and Power: Society, the Person and Sexual Politics. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Gramsci, Antonio (1980): Selections from the Prison Notebooks. 6. Auflage. New York: International Publishers.
- Grulich, Julia (2013): Weibliche Topführungskräfte in der Wirtschaft. Stellen diese Weiblichkeiten die hegemoniale Geschlechterordnung in Frage? In: Gender, 5, 2, S. 63-77.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, S. 363-401.
- Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.) (2008): Frauen, Politik und Medien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Holtz-Bacha, Christina/König-Reiling, Nina (Hrsg.) (2007): Warum nicht gleich? Wie Medien mit Frauen in der Politik umgehen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner (2011): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner (2008): Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissensanalytischen Profilierung der Diskursforschung. In: Historical Social Research, 33, 1, S. 73-107.
- Lünenborg, Margreth/Maier, Tanja (2013): Gender Media Studies. Eine Einführung. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Schippers, Mimi (2007): Recovering the Feminine Other: Masculinity, Femininity, and Gender Hegemony. In: Theory and Society, 36, 1, S. 85-102.
- Scholz, Sylka (2010): Hegemoniale Weiblichkeit? Hegemoniale Weiblichkeit! In: Erwägen Wissen Ethik, 21, 3, S. 396-398.
- Stückler, Andreas (2013): Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung. In: Gender, 5, 3, S. 114-130.

Zitierte Zeitungsartikel

- Welt, 31.05.2005: Im Vorhof der Macht, S. 1.
- Welt, 31.05.2005a: Von Beust: Merkel keine „eiserne Lady“, S. 33.
- FAZ, 30.05.2005: Metamorphose einer Naturwissenschaftlerin, S. 3.
- FAZ, 31.05.2005: Gekrönt, S. 1.
- FR, 31.05.2005: Zum ersten Mal eine Frau, S. 5.

- SZ, 30.05.2005: Annähern an die Größe der Aufgabe, S. 3.
SZ, 31.05.2005: Angela Unbekannt, S. 4.
LF, 17.11.2006: Ségolène Royal, parcours d'une conquérante, S. 1.
LF, 17.11.2006a: Royal contre Royal, S. 19.
LF, 18.11.2006: Quand Ségolène perçait sous Royal..., S. 1.
LF, 18.11.2006a: C'est donc elle, mais pourquoi ?, S. 20.
LM, 18.11.2006: Ségolène Royal plébiscitée par le PS, S. 1.
LM, 18.11.2006a: Renouveau, S. 2.
LM, 18.11.2006b: Trente ans d'un parcours solitaire au sein du parti, S. 12.
Libé, 16.11.2006: Présidentielle : à deux contre une, S. 3-4.
Libé, 16.11.2006a: Royal abat ses cartes en Poitou, S. 4.
Libé, 17.11.2006: Hollande en zone de turbulences, S. 5.
Libé, 18.11.2006: « Un triomphe étonnant », S. 6.

Hegemonic femininities in the classroom

Carrie Paechter

1 Introduction: the possibility of hegemonic femininity

In this chapter I explore the possibilities for a concept of hegemonic femininity, based around a more Gramscian conception of hegemony than that which has been developed from Connell's (1987, 1995, 2002) groundbreaking research in this area. After outlining the problems associated with Connell's original conception, I then propose an alternative definition of hegemonic gender performance which could encompass both masculinities and femininities and also apply to children. Following this, I consider how researchers have identified hegemonic masculinities and femininities in school settings and note that they have a good deal in common. I then explore in more detail my own research in two London schools, demonstrating again that, in school settings at least, hegemonic masculinities and femininities operate in parallel and contain many common features.

The idea of hegemonic femininities originates in Connell's (1987, 1995, 2002) work on masculinities and how these are related to femininities. Connell argues that there are forms of masculinity which are in some ways idealised and aspirational and which support a generally patriarchal system. Hegemonic masculinity, Connell suggests, is constructed both in relation to a variety of subordinated masculinities and to femininity (Connell, 1987), and can be defined as:

"the configuration of gender practice which embodies the currently accepted answer to the problem of the legitimization of patriarchy, which guarantees (or is taken to guarantee) the dominant position of men and the subordination of women." (Connell, 1995: 77)

Hegemonic masculinity is, then, a cultural ideal which may in practice be performed only by a relatively small number of men. However, it has powerful effects on the position both of other men and of women, bringing considerable benefits not only to those men who embody it but also, by association, to other men.

In originally setting up the concept of hegemonic masculinity, Connell was focusing entirely on men, and considered femininities solely in relation to this. As a result, the questions of how femininities might be conceptualised and in particular the position of culturally dominant forms of femininity were only considered later and then still only in conjunction with her primary focus on masculinity. This led Connell to argue that 'there is no femininity

that is hegemonic in the sense that the dominant form of masculinity is hegemonic among men' (Connell, 1987: 183). The difference, suggests Connell, is both contingent and necessary. First, she points out that there has been no overall agreement, historically, about the ideal characteristics of women, but second, and more important, she argues that, within a patriarchal society, there cannot be a form of femininity which is, in itself, hegemonic:

"All forms of femininity in this society are constructed in the context of the overall subordination of women to men. For this reason, there is no femininity that holds among women the position held by hegemonic masculinity among men." (Connell, 1987: 186-7)

This is a bold claim, and one that has convinced many subsequent researchers, including myself (Paechter, 2012). Connell suggests, that rather than a hegemonic femininity, we should consider 'emphasised femininity', which she characterises in these very traditional terms:

"the display of sociability rather than technical competence, fragility in mating scenes, compliance with men's desire for titillation and ego-stroking in office relationships, acceptance of marriage and childcare as a response to labour-market discrimination against women." (Connell, 1987: 187)

While both hegemonic masculinity and emphasised femininity were originally understood as being locally established, there has been a subsequent tendency by researchers to reify both into monolithic forms which take insufficient account of local conditions (Connell & Messerschmidt, 2005; Paechter, 2012). If anything, conceptions of dominant femininity have become even more solidified in researchers' heads than have those of hegemonic masculinity, with the result that both have frequently become tied to particular behaviours in ways that Connell did not originally envisage (Connell & Messerschmidt, 2005; Paechter, 2012). Furthermore, while Connell's description of hegemonic masculinity does seem to correspond quite closely to many dominant adult and child masculinities across a variety of contexts, this does not appear to be the case for emphasised femininity. The latter, while still close to what is frequently expected of women by dominant men, is less obviously related to what educational researchers are finding in classrooms and playgrounds (Blaise, 2005; Cobbett, 2013; George, 2007; Hey, 1997; Kelly, Pomerantz, & Currie, 2005; Marsh, 2000; Martin, 2009; Paechter, 2010; Paechter & Clark, 2016; Reay, 2001). There, even though dominant girls' groups remain subordinate to and frequently focused on high-status boys, membership is also significantly marked by ideas about 'girl power' and a distancing from lower status girls.

Meanwhile, in the midst of this general slippage over the use of the concept 'hegemonic masculinity', Connell's comments on the impossibility of hegemonic femininity have often been ignored. Consequently, we now have a considerable number of otherwise well conceived texts that refer to 'hegemonic femininity' as if it were an unproblematic concept. This suggests that

we need to rethink hegemonic masculinity to give us a more general conception of dominant gender forms, in order to allow for a more rigorously conceived idea of hegemonic femininity that could be used by researchers. This would also need to be applicable not just to adult gender relations but also to those of children.

2 An alternative conception of hegemonic masculinities and femininities

As suggested above, the underlying problem with the imbalance between dominant masculinities and femininities, both in how they are conceptualised and, as a result, how they are researched, originates in Connell's (1987) formulation of hegemonic masculinity based solely on research on males. Because Connell was focused on masculinities, she does not appear to have addressed the possibility of a counterpart for hegemonic masculinity until after she had already set up her definition. Once that had happened it was too late: the definition of hegemonic masculinity leads inevitably to the impossibility of hegemonic femininity. We need, in consequence, to rethink hegemonic masculinity in tandem with a parallel concept of hegemonic femininity, or, if possible, have an overarching concept of hegemonic gender performance that can apply to both genders. This would both give us a basis for theorising femininities and allow us to see the extent to which hegemonic masculinities and femininities in a particular context operate in opposition or in parallel, and what features they have in common or fundamentally different. I think that it is also important to have a definition that applies as well to children as to adults, as many previous approaches to gender, particularly when rooted in adult heterosexuality and heterosexual desire, become theoretically problematic when applied to children (Paechter, 2017)

Following Francis et al (2016), who suggest that we might have a more faithfully Gramscian approach to hegemonic gender performances, I propose a more general definition:

Hegemonic gender performances are those which act, within a particular context, to uphold a gender binary and maintain traditional social relations between genders.

Such an approach allows us to apply the same criteria to the traditionally conceived two genders while also providing space for non-binary and other trans-related gender identities and performances (Dahl, 2012). I nevertheless recognise that the gender binary is a longstanding hegemonic force that, at least contingently, renders non-binary identities and performances as different, if not subordinate or Other.

The advantages of such a definition are manifold. First, it allows for the conception and definition of hegemonic femininities in a particular context, and an assessment of hegemonic masculinities within that context. This plugs a longstanding theoretical gap and, I hope, will make it less likely that researchers start with a focus on local dominant masculinities and only consider femininities as Other to these. Second, and related to this, my definition gives greater theoretical equality to masculinities and femininities, without losing sight of the male dominance prevalent in traditional social relations between genders. This is important as it is clear from empirical research (Blaise, 2005; Currie, Kelly, & Pomeranz, 2007) that men and boys retain dominance over women and girls in most circumstances, even when the local hegemonic femininities are in many ways similar to their masculine counterparts (Paechter & Clark, 2010). Third, it reminds us that hegemony is a power relation and that hegemonic identities are related to this. In Foucaultian terms, hegemonic masculinities and femininities allow greater mobilisation of power by one group in relation to another, though of course there is always resistance to this¹. Fourth, while pointing to the naturalisation of a gender binary, my definition also recognises that there are other possibilities, even if these may be treated as subordinate in most circumstances. Finally, it is not tied to male and female bodies. It allows for people with bodies identified as female to perform hegemonic masculinities and for people with bodies identified as male to perform hegemonic femininities, even if it is in practice relatively rare to find social groups in which such performances are hegemonic.

We therefore have a theoretical conception of hegemonic masculinities and femininities that can be applied to particular circumstances. In the remainder of this chapter I am going to focus particularly on hegemonic femininities among children and young people, and see how they are manifested in practice, and how they are related to the corresponding local hegemonic masculinities.

3 Hegemonic femininities in classrooms and playgrounds

Blaise (2005) notes that hegemonic masculinity is a culture's fantasy version of what an ideal male should be. She argues that, because it is an illusion, it is essentially unattainable, but that such idealisations nevertheless govern classroom gendered power relations. The situation is similar with regard to hege-

¹ Although my own approach to power is Foucaultian, implying that power cannot be held but may be mobilised within social relations, this is not the case for all the authors cited. Generally, when referring to others' work, I preserve their approach to power, and consequently the terms they use.

monic femininities in the classroom. While such ideals will have localised features, they are of course influenced by wider discourses of masculinity and femininity. They are, however, particularly locally salient because, as is well established, peer relations are a fundamental influence on how children and young people construct and inhabit gender and other identities (Cunningham & Meunter, 2004; Harris, 1998; Kehily & Pattman, 2006; Paechter, 2007; Read, Francis, & Skelton, 2011; Sedano, 2012; Warrington & Younger, 2011). In this section I will discuss some of the dominant femininities constructed by children's and young people's peer groups, as they have been identified in the literature on gender and schooling. I will then go on to talk about examples from my own study², which, while focusing on the generally non-hegemonic tomboy identities, still provides examples of how hegemonic femininities can manifest themselves in schools.

Renold and Ringrose (2012) discuss the image of the 'alpha girl' and suggest that they are seen as embodying the 'best' traits of both masculinity and femininity. Such girls, they argue, are expected to display contradictory characteristics, such as 'nice, nurturing, passive, sexually desirable via hyper-feminine embodiment and display' alongside being 'rational, competitive, sexually assertive' (47). They suggest that, because of the contradictory nature of these demands, such a subject position is fundamentally impossible, and I agree. However, I argue that it is certainly possible for some girls to project and embody a rather narrower combination of these characteristics. While not taking up quite such a broad and contradictory set of positions and performances, hegemonic girl groups in many situations do turn out to have a good deal more in common with hegemonic boys than Connell's binary construction of hegemonic masculinity/emphasised femininity might suggest.

When discussing dominant masculinities and femininities in classrooms and playgrounds, most researchers focus on 'cool' or 'popular' groups. This is because such groups are usually able to mobilise power (Allen, 2003; Paechter & Clark, 2016) so as to dominate inter-group and interpersonal relationships in these settings and to control, at least to some extent, what masculinities and femininities are acceptable. Of course, these mobilisations of power and the related definitions are always contested and resisted. They nevertheless produce discourses around masculinity and femininity that reflect wider social forces and maintain traditional gender relations (Paechter & Clark, 2016). Warrington and Younger (2011) for example note that 'cool' boys are leaders in bullying misfits, and could also put pressure on other young people to participate in bullying. Similarly, Gulbrandsen (2003), focusing on girls, points out that being part of a 'popular' group gives general social advantages, including the power to influence the social field.

2 Tomboy Identities Study, supported by the UK Economic and Social Research Council under Grant RES-00-22-1032. Sheryl Clark was the researcher on this project.

This ability to mobilise power seems to be the key to participation in dominant or hegemonic groups for both boys and girls. Consequently, the term 'popular' used by children and young people to denote these groups, is somewhat of a misnomer. 'Popularity' implies that one is liked. However, several researchers note that 'cool' groups are frequently feared and disliked because of the way they wield power over and exclude other children. Currie et al (2007), for example, note that 'popular' girls are not those who are liked but those who actively mobilise power, and that they could, indeed, actually be disliked because of their tendency to make fun of the 'unpopular'. Similarly, Cobbett (2013) found that young people classed as 'popular' might have high status, but were also disliked. One facet of 'coolness' for the group Currie et al (2007) studied was that they did not acknowledge outsiders, and so were considered to be 'snobs' by their peers. Kehily et al (2002) also note that the girls they studied controlled group femininities by collectively Othering outsiders, and this is echoed by Aapola et al (2005) who report that because friendship gives access to social power, girls' groups tend to be tight, exclusive cliques in which there are constant tensions and power struggles (George, 2007). Some of these characterisations may be affected by social class, ethnicity and other aspects of the social setting, however. Read et al (2011) note that, for white middle-class children, being kind, friendly and helpful was most often cited in relation to both popular boys and popular girls. Although being nice to peers is usually found to be feminised, this study demonstrates that even this feature can be something that dominant boys and girls have in common.

With this caveat, that hegemonic masculinities and femininities among children, at least, are associated with 'cool' groups that are frequently described as 'popular' but often disliked, I will now examine the similarities and differences between these groups in particular sites. This analysis needs to be treated with some caution, as several of the studies cited were of only boys or only girls, so that direct comparisons are not always possible. Generally, however, analysing the accounts of researchers into the masculinities and femininities in 'cool' groups of children and young people, it becomes clear that they share many characteristics, while girls usually remain subordinate to boys. In particular, hegemonic girls are expected to be physically attractive to hegemonic boys, and, partly in consequence of this, are not able to mobilise as much power as the boys can. The extent to which this is the case seems to vary. While Blaise (2005) argues, for example, that being 'cool' does not give girls power, just a reflection of the power wielded by 'cool' boys, Currie et al (2007), however, are clear that, in their study, 'popular' girls were those who could mobilise power, at least with respect to other girls.

In several studies, hegemonic masculinity and femininity, at all ages, were both associated with heterosexuality. Warrington and Younger (2011),

studying British 14-15 year olds, note that being part of the in-crowd involves having mainstream heterosexual relationships and identities. This was reflected by Cobbett's (2013) Antiguan study, also of teenagers, although this was somewhat nuanced by gender: girls established their gender identities through heterosexual relationships while boys did so through rejecting homosexuality. Blaise (2005), whose work was focused on the early years of schooling, notes that desirable forms of femininity and masculinity were embodied by 'fashion girls' and 'fashion guys'. Fashion girls were expected to marry fashion guys, and fashion boys were said to like fashion girls best. Similarly, in his study of young middle-class children, Connolly (2004) notes that a boy's sense of his own attractiveness depended on girls showing him interest, and vice versa. Renold, studying a class of British 10-11 year olds in which heterosexual relationships were a significant part of the gender and power relations between pupils, suggests further that hegemonic masculinity could be secured through being positioned as a 'boyfriend', if this were combined with talking about and playing football. Indeed, she argues, heterosexuality was so important in this setting that boys who did not take up heterosexual relationships could find that their masculinity was called into question. She also remarks that, while the appropriation of sexual identities differed between girls and boys, they experienced a parallel struggle to get this 'right' in order to fit in and not be criticised, with girls having to balance overt sexual attractiveness with the danger of being considered 'tarty' and boys needing to walk a fine line between 'being hard' and being 'too hard' (Currie et al., 2007). Read et al (2011) also indicate the importance of appropriate heterosexual performance for the young people in their study.

Related to this, a salient feature of hegemonic groups of both genders is that they are expected to be conventionally heterosexually attractive and to dress well, and to resist or avoid schoolwork. Cobbett (2013) notes, for example, that for both boys and girls, 'popularity' was related to behaviour, material possessions and looks, and that 'popular' young men and women were both expected to misbehave in school, although girls found it easier to balance popularity with academic success, as long as they were physically attractive and aroused male attention. Currie et al (2007) found that popular girls were required to look perfect, be skinny, with long, frequently blonde, hair. Jackson (2006) also remarks on the importance, to both male and female teenagers, of embodying conventional attractiveness. Girls were expected to be fashionable and pretty, which again involved being thin, while boys could get away with the ultimate non-cool attribute, working hard in school, if they were heterosexually attractive, sporting, and sociable. She notes that this is easier for middle class young people, partly because of their increased access to the 'right' clothing and other material possessions such as the latest mobile phones. Sociability was an important requirement for 'coolness' for both boys and girls in Jackson's study, as in Cobbett's (2013) and Read et al's

(2011). Academic success caused problems with ‘popularity’ for both genders, and had to be balanced by other features, such as overt heterosexuality, an air of effortless achievement and apparent indifference to schoolwork.

This is not to say that the previous literature does not indicate differences in what it means to be ‘cool’ for boys and girls. One salient distinction is the expectation of physical activity. For even the young children in Blaise’s (2005) study, ‘fashion girls’ were expected to be good and nice, and to sit around being beautiful, while ‘fashion guys’ were seen as active. Other researchers (Aapola et al., 2005; Gulbrandsen, 2003; Kehily et al., 2002) point to the ways in which hegemonic girl groups focus on intimate and confidential talk, as a simultaneously binding and excluding process. This focus on talk arguably makes it harder for girls who are not part of such groups to manage to join them. Not only does this intensive mutuality, as Aapola et al (2005) point out, make it harder to include new friends, it also points up something particularly noted by Read et al (2011), that authenticity is central to hegemony. If you are believed, for example, to be trying to appear more ‘cool’ than you really are, you are in danger of taking on the pariah identity of ‘wannabe’ (Currie et al., 2007) or ‘tagalong’ (Goodwin, 2002), a social climber with no real ‘right’ to participation in hegemonic masculinity or femininity.

We can see from this that, across a variety of settings, hegemonic masculinities and femininities, while having significant differences, also have a considerable amount in common. In the remainder of this chapter I will focus on case studies of two primary school classes, investigating how hegemonic masculinities and femininities were performed (or not) among children aged 9–11 in two contrasting London schools.

4 Hegemonic femininities in my own research: The Tomboy Identities Study

The data explored in this section comes from a one-year study of tomboy identities, which involved case study data collection in one class in each of two London primary schools, Benjamin Laurence and Holly Bank³. The children were studied as they moved from the penultimate to the final year of their primary school education, so were aged between 9 and 11 years old during the period of the study. Although the main focus was on tomboy identities, the regular presence of the researcher, Sheryl Clark, in classrooms and

3 Names of schools and all individuals are pseudonyms. The children chose their own, so that some are quite strange and they do not always reflect ethnicity.

playgrounds, as well as in after school activities, meant that we also gathered a considerable amount of data on peer relations among both girls and boys across the two focus classes and beyond (Paechter, 2010). All the children in each class were interviewed once in small friendship groups and those identified by peers and/or teachers, or self-identified, as tomboys, were also interviewed twice individually, once in each term of the study. Regular observational field notes were collected of activities in both classrooms and playgrounds, as well as on specific occasions such as football tournaments. Although she sometimes acted as an 'extra pair of hands' in the classroom, hearing children read or working with small groups, Sheryl's main role was as a participant observer, watching and listening to the children's interactions, asking questions informally, and, at times, playing alongside the girls. She was partially incorporated into the girls' friendship groups and thereby into their inter-group rivalries, having to take care to distribute her time across each class as groups of girls vied for her attention and, from their point of view, loyalty. This extended to one attempt made by the 'cool girls' at Holly Bank to bully her in the same way that they bullied each other (Paechter & Clark, 2010). This partial incorporation into the girls' social groupings required a constant reflexive attention to possible researcher bias, but at the same time allowed a limited amount of affective access to the emotional worlds of the children being studied (Paechter & Clark, 2016).

Data analysis took place on the basis of a theoretical underpinning that combined a communities of practice framework augmented by a Foucaultian understanding of power (Foucault, 1977, 1978, 1980, 1988, 2003a, 2003b, 2004, 2007). In analysing both interview transcripts and field notes, we used progressively focused coding techniques, in which the analysis of successive periods of data gathering each feeds into subsequent observations and interviews. This progressive approach meant that, as power relations within and between groups of girls (and, to a lesser extent, boys) arose repeatedly in field notes and interviews, we spent some time looking explicitly at these: the ideas discussed below are, therefore, grounded in and arise out of the data. Because the hegemonic femininities and masculinities discussed here were mainly enacted, defended and performed out in classroom and playground interactions, much of my analysis is based on observational field notes, supported by the interview data.

The two schools were specifically selected to provide strong contrasts in social class and ethnic student body as well as geographical location. Benjamin Laurence was a small urban school in an area of significant social deprivation, while Holly Bank was a large suburban school in an affluent area. The schools were also different in various other ways. In particular, Holly Bank had an extremely competitive ethos, with a large cabinet of trophies in the front hall, an annual cross-country run in which each child was 'placed' within their entire year group, and many of the children being prepared, both at

school and in out-of-school classes, for competitive entry to selective private and state-funded secondary schools. Benjamin Laurence, in contrast, had an explicitly non-competitive approach, with children being encouraged to do as well as they could themselves but not compared with each other in terms of attainment: indeed, children were occasionally reprimanded for being competitive in class. Although both schools were overtly anti-bullying, at Benjamin Laurence this was regularly spelled out to children as a general principle and not just in relation to specific instances. At this school there was also an explicit stance taken against sexual teasing, with the head telling the children firmly that 'who likes whom is nobody's business and you have no right to say anything' and lunchtime detentions being given to children who infringed this injunction.

This strong difference in competitive culture may be a significant factor in the extent to which there were dominant groups in each school. While Holly Bank had easily identified hegemonic groups of 'cool girls' and 'cool boys', this was not really the case at Benjamin Laurence, suggesting that the development of such groups is not inevitable. This school did, however, despite the ban on relationship gossip, have a 'celebrity couple' (Renold, 2005) in the year above the group studied. Charlie (a girl) and Malcolm were also widely acknowledged to be the best football players in the school, which contributed to their high status. Charlie was described by Malcolm as being 'good like a boy' at the game, and her pre-eminence was generally recognised by the other children. Between them they did seem to embody the masculine and feminine ideals predominant at this school, and to show that these had a lot in common: they were both popular, athletic and good-looking. Charlie was also academically successful and treated by the staff as a role model for other children. She described herself as 'a bit tomboy', able to move between aggression when playing football and a more traditional femininity in social settings. This ability to move between athletic aggression and conventional femininity was something possessed by all the more socially successful girls at Benjamin Laurence, and reflected the local hegemonic femininity, which included assertiveness and a willingness to stand up for oneself. While they were still dominated by boys, particularly in the pre-eminent playground activity of football from which they were frequently excluded (Clark & Paechter, 2007), girls nevertheless embodied a strong independent femininity that could hold its own in many situations. Indeed, there was one playground game, foursquare (known as champ in this school) that was played so aggressively by girls that, while girls frequently had loud arguments about who was in and who out, such decisions were only rarely challenged by boys.

Holly Bank's strongly competitive classroom and sports culture was reflected in interpersonal relations between students, with exclusive 'cool' groups of hegemonic boys and girls dominating the classroom and play-

ground. These groups had a shared discourse around masculine and feminine behaviour that, while resisted by other children (Paechter & Clark, 2016), was not easily influenced by teacher intervention, reflecting the importance of peer relations (Harris, 1998). In the rest of this section I focus on these groups, and in particular on the commonalities between hegemonic femininities and masculinities in this school. Both genders included small, exclusive, groups of 'cool' children, who worked hard to maintain their exclusivity. This included a physical separation from other children along with clear indications that they were only to be joined by invitation. For example, Humphrey, the most powerful child in the class, sat separately with his two friends Frederick and Glazer, and sometimes Owen, during lunch, though they played football with other children when not eating. Kelly, the dominant girl, and her friends Chelsea, Bridget, Pippa, Holly and Joanna, also tended to sit apart from other children to eat lunch:

I ask [Pippa, Kelly and Bridget] why they're sitting alone and they reply that they're the best and don't want to sit with the others. (field notes)

The hegemonic girls spent most of their playtimes in a small but bounded area along a shallow slope at the side of the playground from which they could observe others and intervene in their affairs (via messengers) from a distance. This gave them both a slightly elevated position in relation to the rest of the playground, and a boundary rail along the side of the slope so that it was clear that you only entered their territory by invitation. Neither the dominant girls nor the dominant boys ever joined in with games involving the whole of the rest of their class, preferring to keep to themselves or, in the case of Humphrey's group, to play football with children (mainly boys) from a parallel, same-age class. Although both 'cool' boys and 'cool' girls sometimes interacted or interfered with the affairs of the middle status children, teasing or stirring up trouble between them, their approach to the lowest status boys and girls was quite different. The hegemonic girl group distanced themselves from lower status girls by completely ignoring them, so that these latter girls seemed to be completely below the 'cool' girls' radar (Paechter & Clark, 2016). The hegemonic boys, by contrast, were extremely aware of the lowest status boys, and seemed to be constantly on the watch for opportunities to ridicule or otherwise bully them (Warrington & Younger, 2011).

The 'cool' children at Holly Bank were, like Charlie and Malcolm at Benjamin Laurence, very much the embodiment of localised masculinities and femininities: they were the local 'beautiful people'. Chelsea, for example, had long blonde hair, and at different times in the study Kelly and Pippa's hair had blonde highlights and Bridget's blue and purple streaks. Outside of school, the girls wore expensive and fashionable clothes, and inside school expected each other to look physically perfect, without a hair out of place (Paechter & Clark, 2010). Similarly, Humphrey was taller than most of the

other boys, blond and muscular. All the 'cool' children strongly aspired to the trappings of adult sexuality, the girls flaunting their training bras (and, by implication, their developing breasts) when changing for PE, and Humphrey boasting to Sheryl that he had leg hair.

This projection of a perfect, adult-modelled body was associated with another common feature of the hegemonic femininities and masculinities at Holly Bank: an overt sexualisation, in tandem with an interest and participation in boyfriend-girlfriend relationships. This participation was not equal, however, as the 'cool' boys considered even the 'cool' girls in their class as not being good enough for them. The 'cool' girls teased each other constantly about liking Humphrey, possibly because many of them did, but also, of course, because of his high status. They knew, however, that they did not have much of a chance with him, telling Sheryl that Humphrey and his group thought that they were in a better league than the rest of the class. Humphrey himself said in his joint interview with Frederick that he was 'going out' with a girl in a parallel class. Indeed, on Humphrey's own account, all his female friends were in this other class, although he did admit to chatting with some of the 'cool' girls on social media, and they were eager to claim his online friendship.

Because the hegemonic boys in this class disdained the hegemonic girls, the latter were forced to rely on middle status boys in order to participate directly in boyfriend-girlfriend culture. It is a reflection of the latter's importance to hegemonic femininity in this setting that most of these girls were prepared to have relationships with boys outside of the 'cool' group, although Kelly, their leader, never did. For example, Bridget had been Jake's girlfriend for a while, and Joanna had an on-off relationship with another middle status boy, Hedgehog. This underlined the higher overall status enjoyed by the hegemonic boys, who were able not just to take their love lives elsewhere but felt sufficiently confident in their higher status to be able to claim to 'fancy' low status girls as a harassment tactic (Paechter & Clark, 2016). Middle status girls, however, frequently became the girlfriends of middle status boys. Among this group were several boyfriend-girlfriend relationships, and considerable discussion about who 'fancied' whom, who was asking out or breaking up with whom, and other aspects of these sexualised paired relationships. Here is just one example, from field notes, of the interactions of middle status children in this respect:

As we go inside, Dave tells me that he fancies Leafy Blue now and they are going to the park after school to kiss. Tom and Britney are going as well but Tom says just Dave has 'kissing ceremonies'. (field notes)

The importance of not just heterosexuality but its overt acting out in boyfriend-girlfriend relationships was, reflecting previous studies, central to idealised masculinities and femininities in this setting.

A fourth aspect which hegemonic masculinities and femininities had in common at Holly Bank was the accumulation of knowledge about other people in the class. This was something that was particularly persistently pursued by the two central figures, Kelly and Humphrey, and key to their ability to dominate and control others (Paechter & Clark, 2010). It was also an example of how, while knowledge accumulation and manipulation were fundamental to both their hegemonic positions, Humphrey, as a boy, was always able to control and mobilise more knowledge than Kelly, and, in particular, was able to keep his personal business secret from her. The possession and carefully judged spending of this knowledge capital thus both supported the hegemonic position of Kelly, Humphrey and their friends, and acted not just to perpetuate the hierarchies within boy and girl groups in the class, but also to support the overall gender order of male dominance over female.

Both Kelly and Humphrey actively sought out knowledge about other children, with Humphrey in particular seeming always to be on the look-out for information that he could hoard until he could make best use of it. This constant pursuit of knowledge was, however, supported by these children's already established dominant status, so that additional information was simply yielded up to them by other children:

Britney, Tom and Charlotte are at a set of desks alone and they're asking questions of one another such as 'who would you rather snog?' Humphrey walks by and Britney immediately informs him what they're doing. (field notes)

The desire of lower status children to please and interest the dominant meant that the latter's hegemonic positioning was further supported by additional (even if relatively unimportant) information about goings-on in the class. The possession of (real or imagined) knowledge, once acquired, was then conspicuously displayed, especially by the 'cool' girls, again supporting and enacting the hegemonic children's superior positioning and power. This display usually took the form of excited public whispering between 'cool' girls and boys, an overt performance of their position as the 'in' crowd:

In ICT they have to pair up at each computer...Humphrey is paired with Glazer next to Kelly, Holly, Bridget and Pippa and they whisper to each other throughout the lesson, conspicuously airing their knowledge. (field notes)

The hegemonic children's ability to both acquire this knowledge and to keep it to themselves until it could be most effectively used, and the fact that the other children were all well aware of this, allowed the 'cool' group considerable control over other children in the class. Their entrepreneurship in picking up any bit of knowledge that came their way, and their self-restraint in then holding on to it rather than, like the lower status children, immediately passing it on, meant that they could release previously hoarded knowledge at a key time, with potentially devastating effects. Secrets that were especially useful for mobilising power in this way included passwords for social net-

working sites. These were exchanged between girls, in particular, as a sign of trust and friendship, with the obvious potential for misuse at a later stage, for example after falling out or simply to cause trouble. Hegemonic girls might be able to acquire such knowledge from lower status 'wannabes' (Currie et al., 2007; Read et al., 2011) by pretending to be close friends, then hoard it for malicious use later:

[Joanna] admits that she convinced Mia to exchange MSN passwords with her. She told Mia a fake password and got Mia's in return. She doesn't know yet what she'll do with it. (field notes)

This ability not just to manipulate others into releasing treasured secrets but then to maintain sufficient self-control to hoard that knowledge up for use at an unspecified later time, was central to the behaviour of both hegemonic girls and hegemonic boys and a key source of their facility and agility in mobilising power.

Finally, a key quality shared by hegemonic girls and boys was that, while a subtle defiance of school rules was an important aspect of 'coolness' this was coupled with an outward conformity and a strong ethos of 'not grassing'⁴, which put pressure on other children to tell no-one if they were being bullied. Both Kelly and Humphrey were highly successful in hiding both their disobedience to rules and their bullying behaviour from school staff. This reflects George's (2007; 2000) research, in which she found that girls dominating small friendship groups were frequently seen by teachers as bright, well behaved, helpful and socially skilled. Humphrey, of whom the whole class was afraid, was particularly good at covering up his bullying. He even managed to manipulate the class teacher into reprimanding a low status girl, Melissa, for being uncomfortable touching his hands during rehearsals for a paired dance for the Christmas concert, in which he and his friend Glazer took every opportunity to make her uncomfortable, under cover of full co-operation and 'maturity' in their approach to the rehearsal:

Whereas Melissa is unhappy to be paired with Humphrey, Humphrey seems to delight in this chance to torment her and moves in close to make her uncomfortable....[Later in the dance, when they have to lie down together]... Melissa lies as far from Humphrey as she can and Glazer teases her, 'Melissa, closer!'...[...]... The proximity of their bodies allows physical intimidation to come into play and Humphrey pretends to 'bonk' Melissa's nose after their move. (field notes)

Similarly, the hegemonic girls took considerable trouble not just to appear to their teachers as friendly, co-operative and obedient, but also to cover up subtler forms of bullying in such a way that they would have a plausible defence if accused. Here is one example from within the hegemonic girls group, in which Chelsea manages to undermine Joanna's security about her

4 'Grassing' or 'being a grass' is a derogatory colloquial term in British English that refers to reporting bad (or even, in some contexts, illegal) behaviour.

place in the group without overtly refusing her anything. Note, however, that, in contrast to Humphrey's overt harassment of Melissa, Chelsea's behaviour is more subtle, so that she is never quite open with Joanna about how much Joanna is being excluded. This allows Chelsea to maintain an outward show of 'niceness', something that is frequently part of the performance of hegemonic femininity (Kehily et al., 2002). The result is that Joanna is rendered nervous about her position in the group, while Chelsea would still, if challenged, be able to deny being unkind:

They have to glue something in their book and Chelsea lends Bridget her glue stick. When Joanna asks to use it Chelsea says there's not much left and shows her (it's almost the whole stick). Then she asks both Melissa [not in the 'cool' group] and Pippa if they want to use it. Melissa says yes and says softly to Joanna that she will let her use it afterwards. Bridget, sensing something amiss, asks Chelsea if she likes Joanna. I think she says no. Then when Joanna begins to use the glue stick Bridget asks her if she asked Chelsea and looks to Chelsea to answer. Joanna apologises and says she thought Chelsea says yes, she passes her back the glue stick before she's done with it. Chelsea changes her mind and says she can use it, she's not even done. (field notes)

It is noteworthy that in this example both that Chelsea underlines her implied exclusion of Joanna by explicitly offering the use of her glue stick to Melissa, an outsider, and that Bridget compounds Joanna's difficulties by drawing Chelsea's attention to Joanna's use of the stick, thereby not only consolidating her own place in the group but doing so by giving Chelsea an excuse to exclude Joanna. This jostling for power within hegemonic girl groups, in which status gained is frequently at the expense of someone else, is typical of their operation (George & Browne, 2000).

5 Conclusion

Current understandings of hegemonic masculinity and emphasised femininity (Connell, 1987, 1995, 2002) neither reflect current ideals for femininity nor the parallels between the behaviour and performances of dominant male and female groups of children and young people. In this chapter I have sought to overcome this problem by proposing an alternative definition of hegemonic gender performances which allows for a hegemonic femininity that is not simply the subservient Other to local hegemonic masculinity. I have subsequently argued that, as demonstrated by research in schools, hegemonic femininities and masculinities can actually have a considerable number of common characteristics. This claim was then examined through my own research study of tomboy identities in two London schools. My findings suggest that hegemonic femininities and masculinities, in specific contexts, may have a considerable amount in common, including: exclusivity; physical attractive-

ness that echoes adult norms; overt sexualisation and involvement in relationship gossip; knowledge accumulation about others and the ability to store it up and use it later; and sufficient social adroitness to disobey school rules and bully other children while projecting an image of friendly co-operation to school staff.

It is striking that, however much power hegemonic girl groups are able to mobilise against other girls and lower status boys, they remain subordinate to hegemonically masculine boys. This suggests that, 'girl power' and the increasing value given accorded to female assertiveness and success notwithstanding, it remains the case that girls and young women hegemonic femininities are unable to challenge the pre-eminence of hegemonic masculine groups. We still have some way to go before the overall gender order is overturned.

References

- Aapola, S., Gonick, M., & Harris, A. (2005). *Young Femininity: girlhood, power and social change*. London: Palgrave Macmillan.
- Allen, J. (2003). *Lost Geographies of Power*. Oxford: Basil Blackwell.
- Blaise, M. (2005). Playing it Straight: uncovering gender discourses in the early childhood classroom. London: Routledge.
- Clark, S., & Paechter, C. (2007). "Why can't girls play football?" Gender Dynamics and the Playground. *Sport, Education and Society*, 12(3), 261-276.
- Cobbett, M. (2013). Being 'nuff' and 'scudding class': exploring girls' and boys' perceptions of popularity, gender and achievement in Antiguan secondary schools. *British Educational Research Journal*, online first.
- Connell, R. W., & Messerschmidt, J. W. (2005). Hegemonic masculinity: rethinking the concept. *Gender and Society*, 19(6), 829-859.
- Connell, R. W. (2002). *Gender*. Cambridge: Polity Press.
- Connell, R. W. (1995). *Masculinities*. Cambridge: Polity Press.
- Connell, R. W. (1987). *Gender and Power*. Cambridge: Polity Press.
- Connolly, P. (2004). *Boys and Schooling in the Early Years*. London: RoutledgeFalmer.
- Cunningham, M., & Meunter, L. N. (2004). The influence of peer experiences on bravado attitudes among African American males. In N. Way & J. Y. Chu (Eds.), *Adolescent Boys: exploring diverse cultures of boyhood* (pp. 219-232). New York: New York University Press.
- Currie, D. H., Kelly, D. M., & Pomeranz, S. (2007). 'The power to squash people': understanding girls' relational aggression. *British Journal of Sociology of Education*, 28(1), 23-37.
- Dahl, U. (2012). Turning like a femme: figuring critical femininity studies. *NORA - Nordic Journal of Feminist and Gender Research*, 20(1), 57-64.

- Foucault, M. (1988). *Politics, Philosophy, Culture: Interviews and other writings 1977-1984* (A. a. o. Sheridan, Trans. Kritzman, L.D. ed.). London: Routledge.
- Foucault, M. (1980). *Power/Knowledge: selected interviews and other writings 1972-1977*. Hemel Hempstead, Herts: Harvester Press.
- Foucault, M. (1978). *The History of Sexuality Volume One* (R. Hurley, Trans.). London: Penguin.
- Foucault, M. (1977). *Discipline and Punish* (A. Sheridan, Trans.). London: Penguin.
- Francis, B., Archer, L., Moote, J., de Witt, J., & Yeomans, L. (2016). Femininity, science, and the denigration of the girly girl. *British Journal of Sociology of Education, online publication*.
- George, R. (2007). *Girls in a Goldfish Bowl: Moral Regulation, Ritual and the Use of Power Amongst Inner City Girls*. Rotterdam: Sense Publishers.
- George, R., & Browne, N. (2000). 'Are you in or are you out?' An exploration of girl friendship groups in the primary phase of schooling. *International Journal of Inclusive Education, 4*(4), 289-300.
- Goodwin, M. H. (2002). Building power asymmetries in girls' interaction. *Discourse and Society, 13*(6), 715-730.
- Gulbrandsen, M. (2003). Peer relations as arenas for gender constructions among teenagers. *Pedagogy, Culture and Society, 11*(1), 113-131.
- Harris, J. R. (1998). *The Nurture Assumption: why children turn out the way they do*. London: Bloomsbury.
- Hey, V. (1997). *The Company She Keeps: an ethnography of girls' friendship*. Buckingham: Open University Press.
- Jackson, C. (2006). *Lads and Ladettes in School: gender and a fear of failure*. Maidenhead, Berks: Open University Press.
- Kehily, M. J., Mac an Ghaill, M., Epstein, D., & Redman, P. (2002). Private girls and public worlds: producing femininities in the primary school. *Discourse, 23*(2), 167-177.
- Kehily, M. J., & Pattman, R. (2006). Middle-class struggle? Identity-work and leisure among sixth-formers in the United Kingdom. *British Journal of Sociology of Education, 27*(1), 37-52.
- Kelly, D. M., Pomerantz, S., & Currie, D. (2005). Skater girlhood and emphasised femininity: 'you can't land an ollie properly in heels'. *Gender and Education, 17*(3), 229-248.
- Marsh, J. (2000). 'But I want to fly too!': girls and superhero play in the infant classroom. *Gender and Education, 12*(2), 209-220.
- Martin, B. (2009). "Boys are from planet football? Girls are from planet pink?": Gender dualism and beyond in the construction of young children's gender identities in the early years of schooling. Goldsmiths, University of London, London.
- Paechter, C. (2017). Young children, gender and the heterosexual matrix. *Discourse: studies in the cultural politics of education, 38*(2), 277-291.
- Paechter, C. (2012). Bodies, identities and performances: reconfiguring the language of gender and schooling'. *Gender and Education, 24*(2), 229-241.
- Paechter, C. (2010). Tomboys and girly-girls: embodied femininities in primary schools. *Discourse, 31*(2), 221-235.
- Paechter, C. (2007). *Being Boys, Being Girls: learning masculinities and femininities*. Maidenhead, Berks: Open University Press.

- Paechter, C. (2004, 22nd-24th March, 2004). *Power, knowledge and embodiment in communities of sex/gender practice*. Paper presented at the British Sociological Association Annual Conference, York University, York.
- Paechter, C. (2003a). Learning masculinities and femininities: power/knowledge and legitimate peripheral participation. *Women's Studies International Forum*, 26(6), 541-552.
- Paechter, C. (2003b). Masculinities and femininities as communities of practice. *Women's Studies International Forum*, 26(1), 69-77.
- Paechter, C., & Clark, S. (2016). Being 'nice' or being 'normal': girls resisting discourses of 'coolness'. *Discourse*, 37(3), 457-471.
- Paechter, C., & Clark, S. (2010). Schoolgirls and power/knowledge economies: using knowledge to mobilize social power. In C. Jackson, C. Paechter, & E. Renold (Eds.), *Girls and Education 3-16: continuing concerns, new agendas* (pp. 117-128). Maidenhead, Berkshire: Open University Press.
- Read, B., Francis, B., & Skelton, C. (2011). Gender, popularity and notions of in/authenticity amongst 12-13 year old school girls. *British Journal of Sociology of Education*, 32(2), 169-183.
- Reay, D. (2001). 'Spice girls', 'nice girls', 'girlies' and 'tomboys': gender discourses, girls' cultures and femininities in the primary classroom. *Gender and Education*, 13(2), 153-166.
- Renold, E. (2005). *Girls, Boys and Junior Sexualities: exploring children's gender and sexual relations in the primary school*. London: Routledge.
- Renold, E., & Ringrose, J. (2012). Phallic girls? Girls' negotiation of phallogocentric power. In J. C. Landreau & N. M. Rodriguez (Eds.), *Queer Masculinities* (pp. 47-67). The Netherlands: Springer.
- Sedano, L. J. (2012). On the irrelevance of ethnicity in children's organization of their social world. *Childhood*, 19(3), 375-388.
- Warrington, M., & Younger, M. (2011). 'Life is a tightrope': reflections on peer group inclusion and exclusion among adolescent girls and boys. *Gender and Education*, 23(2), 153-168.

Weiblichkeit als Normalitätsfolie in der Kindertageseinrichtung – empirische Perspektiven auf die *gendered occupation* der pädagogischen Fachkraft

Melanie Kubandt

1 Hintergrund

Der Beitrag knüpft an aktuelle Debatten zu *Geschlecht* in Kindertageseinrichtungen an und baut auf empirische Ergebnisse der ethnographischen Studie „Geschlechterdifferenzierung in der Kindertageseinrichtung“ auf, die im Alltag einer Kindertageseinrichtung Geschlechterkonstruktionen von Kindern, Fachkräften und Eltern untersucht hat. Auf Basis von Teilergebnissen zu Geschlechterkonstruktionen pädagogischer Fachkräfte werden im Kontext der *gendered institution* Kindertageseinrichtung empirische Perspektiven auf *Weiblichkeit* dargelegt, die den aktuell dominierenden Fokus auf *Männlichkeit* in Kindertageseinrichtungen ergänzen. Zudem wird *Geschlecht* als relevanter Faktor in Kindertageseinrichtungen diskutiert.

2 Die Geschlechtszugehörigkeit pädagogischer Fachkräfte — zentrales Bestimmungsmerkmal in Kindertageseinrichtungen?!

Der Erzieher*innenberuf gilt nach wie vor als typischer Frauenberuf (vgl. Hoffmann 2012, Metzinger 2013, Karsten 2017). Laut Rohrmann et al. (2010) sind Kindertageseinrichtungen in Deutschland „der Bereich der Kinder- und Jugendhilfe mit dem niedrigsten Männeranteil“ (ebd.: 2). Mit aktuell mehr als 90 Prozent Anteil an beschäftigten Frauen sind Kindertageseinrichtungen daher bis heute ein weiblich dominiertes Tätigkeitsfeld: „child care is largely woman's work“ (Murray 1996: 368). Historisch lässt sich bei dem Berufsbild der Erzieher*in bei Fröbel eine eingeschränkte Vorstellung von *Weiblichkeit* bzw. deutliche Nähe zur Mutterschaft rekonstruieren, die das Muttersein in den Fokus stellt (Hoffmann 2012: 337). Heite (2009) und Ehrenspeck (2009) rekonstruieren am Beispiel *geistiger Mütterlichkeit* gar den zentralen Stellenwert der Geschlechtszugehörigkeit für die Professionalisierung. Kindertageseinrichtungen sind in diesem Sinne „gendered institutions“

(Acker 1992) und Fachkräfte gehören einer „gendered occupation“ an: „Gendered occupations are those occupations that are structured on the assumption that they will be occupied predominantly by workers in a single sex category“ (Murray 1996: 371). An diesem ungleichen Geschlechterverhältnis setzt gleichstellungspolitisch die Forderung nach mehr Männern in Kitas an. Maßgeblich ist hier die bundesweite, 2014 abgeschlossene Initiative „MEHR Männer in Kitas“, die aus 16 Modellprojekten bestand, an denen ca. 1.300 Kindertageseinrichtungen in 13 Bundesländern beteiligt waren und die mit insgesamt etwa 13 Millionen Euro aus dem Europäischen Sozialfonds gefördert wurden (vgl. Cremers et al. 2012: 10). Hintergrund dieser Initiative ist u.a. die Annahme, dass Geschlechtergerechtigkeit in Kindertageseinrichtungen nur dann verwirklicht werden kann, wenn sowohl männliche als auch weibliche Vorbilder für Kinder vor Ort fachlich tätig sind (vgl. Cremers/Krabel 2012a).¹

3 Geschlecht und Profession(alisierung) – Studien zu pädagogischen Fachkräften

Für Forschungsarbeiten zu Fachkräften und *Geschlecht* gilt aktuell, dass der empirische Blick primär auf Zweigeschlechtlichkeit und dann spezifisch auf männliche Fachkräfte gerichtet wird (vgl. Rose/Stibane 2013: 31), sodass diejenigen Personen, die bislang im Feld der Kindertageseinrichtungen tätig waren – also die über 90% weiblichen Fachkräfte –, nur wenig empirische Berücksichtigung erhalten (vgl. May/Rose 2014: 14).

In einer qualitativen Studie von Buschmeyer (2013) wurde bspw. untersucht, wie Männer im Erzieher*innenberuf *Männlichkeit* herstellen und dabei rekonstruiert, dass *Männlichkeit* durch die Wahl eines weiblich konnotierten Berufs tendenziell in Frage gestellt werde, gleichzeitig jedoch an die Erzieher Erwartungen gestellt würden, die in enger Verbindung zu gesellschaftlichen Vorstellungen einer hegemonialen Männlichkeit stünden (vgl. ebd.: 273ff.). Auch Breitenbach et al. (2015) haben in Interviews rekonstruiert, dass Männlichkeitskonstruktionen als eine spezifische Herausforderung für Erzieher betrachtet werden können. Bei einem Vergleich haben sie festgestellt, dass weibliche Erzieherinnen ihr Geschlecht nicht als thematisierungswürdig erachten, während die Geschlechtszugehörigkeit von Männern explizit und implizit betont wurde (ebd.: 159). Brandes et al. (2016) haben hingegen untersucht, ob und inwiefern sich weibliche und männliche Fachkräfte in ihrem pädagogischen Verhalten gegenüber Mädchen und Jungen im Alter von drei

1 Für je kritische Perspektiven auf diese These siehe Rose (2012), Fegter (2013), Breitenbach et al. (2015) und Kubandt (2016).

bis sechs Jahren unterscheiden. Zentraler Befund war, dass keine signifikanten Unterschiede im Hinblick auf den professionellen Umgang mit Kindern nachgewiesen werden konnten.

Im Rahmen der Forderung nach „Mehr Männern in Kitas“ kommt es dabei immer wieder verstärkt zu einer Diskussion der Thematik sexueller Missbrauch und Generalverdacht gegenüber Männern. Cremers und Krael (2012b) sprechen gar davon, „dass es geradezu unmöglich ist, sich mit dem Thema *Männer in Kitas* zu beschäftigen, ohne mit dem Generalverdacht gegenüber Männern konfrontiert zu werden“ (ebd.: 265). Von ähnlichen Erfahrungen berichtete bereits Murray (1996) in ihrer Studie: „Specifically, in many centers, men are more restricted in their freedom to touch, cuddle, nap, and change diapers for children“ (ebd.: 378). Zudem würden männlichen Fachkräften niedere Motive unterstellt: „When men chose child care, their motives for making such a choice are questioned. [...] they are suspect just for doing their work“ (ebd.: 377f.). Auch Aigner und Rohrmann (2012) kommen in ihrer Studie zu Erfahrungen von männlichen Erziehern zu dem Ergebnis, dass der Verdacht der Pädophilie zu einer Beschränkung der Erzieher in ihrem professionellen Handeln führt und sie vorsichtig agieren lässt.

4 Die weiblichen Fachkräfte — Das *unsichtbare* und *unschuldige* Geschlecht?!

Im Folgenden stehen Teilergebnisse aus der ethnographischen Studie „Geschlechterdifferenzierung in der Kindertageseinrichtung“ (vgl. Kubandt 2016) im Fokus, deren zentrale Forschungsfrage lautete „*Wie wird Geschlecht von den Akteur*innen im Feld der Kindertageseinrichtung konstruiert und mit welchen Relevanzsetzungen wird Geschlecht verknüpft?*“ Die methodologische Forschungsfolie bildete der Ansatz des *doing gender* (vgl. Garfinkel 1967). Die Beobachtungsprotokolle wurden im Zeitraum von 14 Monaten mithilfe der teilnehmenden Beobachtung in einer niedersächsischen Kindertageseinrichtung generiert und dabei Geschlechterkonstruktionen von Fachkräften, Kindern und Eltern fokussiert.

Im Sinne eines reifizierungssensiblen Vorgehens wurden im Vorfeld keine spezifischen Situationen des Kindergartenalltags für die teilnehmende Beobachtung ausgewählt. Neben der teilnehmenden Beobachtung kamen entsprechend ethnographischer Prinzipien der *methodischen Flexibilität* und *Offenheit* im Forschungsprozess auch Videoaufnahmen, Artefakte und Dokumente zum Einsatz. Parallel zu den Erhebungen wurden zunächst erste Ausschnitte aus den Beobachtungsprotokollen sowie einzelne Videoszenen transkribiert und analysiert. Dabei dienten die Videotranskripte primär dazu, die Beobachtungsprotokolle zu ergänzen und zu verdichten, indem die video-

basierten Transkriptionen sprachlicher Interaktionen in die Beobachtungsprotokolle integriert wurden, die dann letztlich den Schwerpunkt des auszuwertenden Datenkorpus bildeten. Die Analyse des Datenmaterials erfolgte in Anlehnung an die Grounded Theory (vgl. Strauss/Corbin 1996). Parallel zu fortlaufenden Kodierungen und Kategorisierungen wurde das vorstrukturierte Material mit einem sequenzanalytischen Vorgehen weiter aufbereitet, wie es u.a. im integrativen Basisverfahren nach Kruse (2014) vorgenommen wird. Eine Orientierung für die Auswahl der Sequenzen bot dabei die thematische Relevanz im Hinblick auf die Forschungsfrage nach den Geschlechterkonstruktionen im Alltag der Kindertageseinrichtung.

Im Folgenden stehen nun einzelne Ergebnisse zu den Konstruktionen der Fachkräfte im Fokus, die zeigen, wie unterschiedlich *Männlichkeit* und *Weiblichkeit* im pädagogischen Alltag zum Thema werden. So dominierte die weibliche Geschlechtszugehörigkeit der Fachkräfte den pädagogischen Alltag in der Kindertageseinrichtung offenbar derart, dass *Weiblichkeit* völlig in den Hintergrund trat, da es die geschlechtliche Normalitätsfolie darstellte (vgl. Kubandt 2016: 202ff.).² Denn *Geschlecht* war kein Thema, das von den weiblichen Fachkräften im pädagogischen Alltag mit ihrer eigenen Personengruppe verknüpft wurde. Vielmehr wurde ihrerseits wiederholt formuliert, dass *Geschlecht* nur auf Ebene der Kinder bedeutsam sei. Entsprechend hieß es ihrerseits in ähnlicher Weise wiederholt: „*Nicht mich filmen, Melanie, die Kinder! Ich bin für dein Thema doch völlig uninteressant*“. Als jedoch zum Ende der Erhebungsphase ein männlicher Erzieher namens Tom als Vertretung in die Einrichtung kam, ergaben sich mehrfach Begegnungen mit weiblichen Fachkräften, die in dessen Anwesenheit einen geschlechtlich relevanten Aspekt für mich als Forscherin sahen und Interaktionen zwischen Tom und Kindern u.a. wie folgt kommentierten:

Natascha sagt lachend zu mir, auf Tom deutend: „Oh, interessantes Thema für dich! Besser könnte es nicht sein!“

Zudem wurde das Interesse der Kinder an Tom von den weiblichen Fachkräften stets am Faktor *Geschlecht* festgemacht. Das heißt, die Relevanz von *Geschlecht* wurde sowohl auf Ebene des Erziehers als auch auf Ebene der Kinder als Interpretationsfolie zur Erklärung kindlicher Spielpräferenzen angelegt. Dies zeigt sich exemplarisch am Beispiel eines Protokollauschnitts, in dem die Fachkraft Anna kurz nach meiner morgendlichen Ankunft in der Kita ungefragt erzählt, warum zu jenem Zeitpunkt lediglich eine Gruppe von Mädchen im Gruppenraum ist:

Anna: „Heute ist Tom da, und da sind die Jungen dann weg!“ Forscherin: „Ja? Ist das so?“ Anna: „Ja, total, fast wie im Klischee könnte man meinen. Die Mädchen fahren zwar auch voll auf ihn ab, aber schon vor allem die Jungen, wenn er da ist. Die sind dann nur auf ihn fixiert.“

2 Hier zeigen sich Parallelen zur Studie von Breitenbach et al. (2015).

Dabei variierte, ob die weiblichen Fachkräfte kollektiv *Jungen* oder *Mädchen* ein besonderes Interesse an Tom zuschrieben. Häufig folgten entsprechenden Kommentierungen Aussagen wie diese: „*Musste an dich denken, Melanie, dass das ja wieder was für dich ist!*“ (vgl. Kubandt 2016: 211ff.).

Offenbar war die Akteur*innengruppe der Fachkräfte so selbstverständlich mit der weiblichen Geschlechtszugehörigkeit verbunden, dass dieser Sachverhalt im Alltag der Kindertageseinrichtung aus dem Blick geriet. Erst mit der Anwesenheit von Tom trat durch die Verknüpfung *männliche Geschlechtszugehörigkeit* und Fachkraft eine *Abweichung vom Normfall* bzw. eine Gegenfolie des Gängigen auf, wodurch die Relevanz der weiblichen Geschlechtszugehörigkeit indirekt als das *unsichtbare Geschlecht* in der Kindertageseinrichtung sichtbar wurde.

Dass die weibliche Geschlechtszugehörigkeit auf Ebene der Erwachsenen im Feld der Kindertageseinrichtung die *Normalitätsfolie* darstellt, zeigte sich auch im Hinblick auf meine Person. Denn offenbar war ich als Frau *per se* vertrauensvoll und kompetent, denn bereits vom ersten Erhebungstag an durfte ich unbeaufsichtigt über lange Zeiträume mit den Kindern allein interagieren. So ereignete es sich des Öfteren, dass einzelne Fachkräfte lediglich kurz den Kopf in den Raum steckten, um nach an mich gerichteten Kommentaren wie „*aah, du bist ja da*“ sofort wieder zu gehen. Folglich legitimierte meine Anwesenheit bei den Kindern ihre Abwesenheit. Erfreut über das entgegengebrachte Vertrauen, gab es nichtsdestotrotz immer wieder Situationen, in denen ich verunsichert war, was im Umgang mit den Kindern legitim ist und was nicht. Hierzu ein Auszug eines Protokolls, das zu Beginn der Erhebung entstand:

Ich werde von dem Kindergartenkind Isabell geholt, weil ihrer Aussage nach keiner da ist, um dem Krippenkind Maximilian den Hintern abzuwischen. Sie findet keine Fachkraft, daraufhin gehe ich ebenfalls auf die Suche, weil ich davon ausgehe, nicht befugt zu sein, den Kindern beim Klogang zu helfen, da das ggf. zu intim ist. Das sage ich auch der Fachkraft, die ich finde, die das aber lachend abtut.

Die Ungewissheit, was im Feld erlaubt ist, tangiert u.a. die Frage nach dem angemessenen körperlichen Kontakt zu den Kindern. Die Reaktion auf meine Vermutung, dass ich den Kindern unter Umständen körperlich zu nah käme und dies daher nicht dürfe, zeigt, dass die Fachkraft diese Annahme nicht teilt. Ich hingegen thematisiere eine potenziell heikle Komponente im engen Körperkontakt mit den Kindern. Dieser Sachverhalt kennzeichnet auch eine andere Situation im Feld:

Wir sind jetzt allein im Raum. Melina (2,5 Jahre) legt sich neben mich und kuschelt sich an mich ran. Ich finde es angenehm und könnte glatt wegdösen. Wir liegen da so eine Weile, Melina kuschelt sich mal mehr mal weniger an mich. Die Kita- und Gruppenleitung Sabine kommt rein, ich frage sie „Darf ich das eigentlich, so mit Melina kuscheln?“ Sabine nickt und sagt „Ja, warum denn nicht?!“ In dem Moment streicht Melina unbeabsichtigt kurz

über meine Brust. Sabine sieht das und sagt „Na ja, man kann und muss dann halt auch sagen, wenn einem was unangenehm ist. Das ist dann völlig ok.“

Dieses Beispiel zeigt, dass ich von den Fachkräften vertrauensvoll und unbeaufsichtigt mit Kindern allein gelassen werde. Dabei ist körperliche Nähe zwischen den Kindern und mir offenbar aus Sicht der Leitung völlig unproblematisch, was ihre Antwort „*Ja, warum denn nicht?!*“ auf meine diesbezügliche Frage verdeutlicht. Die Antwort suggeriert, dass es aus ihrer Sicht keinen Grund geben könne, der dagegen spreche. Interessant ist, dass Melinas unbeabsichtigtes Berühren meiner Brust Sabine offenbar veranlasst, ihre vorherige Antwort zu konkretisieren: „*Na ja, man kann und muss dann halt auch sagen, wenn einem was unangenehm ist. Das ist dann völlig ok.*“ Demnach ist Körperkontakt mit den Kindern solange in Ordnung, wie keine Grenzen gesetzt werden, d.h. demzufolge *per se* zunächst zugelassen. Wie weit das gehen darf, muss dann offenbar individuell von den Beteiligten verhandelt werden. Nimmt man allerdings die potenzielle Gefahr ernst, dass in pädagogischen Settings körperliche Übergriffe auf Abhängige erfolgen können, müsste zumindest diskutiert werden, dass potenziellen Opfern bzw. gerade kleinen Kindern häufig nicht bewusst sein kann, dass ggf. Grenzen überschritten werden.

Ob Körperkontakt im Umgang mit den Kindern generell, d.h. *geschlechtsunabhängig* als unproblematisch angesehen wird, ist nicht rekonstruierbar. Meine weibliche Geschlechtszugehörigkeit kann zumindest eine Erklärung für das entgegengebrachte Vertrauen sein, da ich dem gleichen *unsichtbaren* Geschlecht bzw. der *Normalitätsfolie* des Feldes entspreche. Das kann auch ein Grund dafür sein, dass ich schnell akzeptiert werde, viele Freiheiten habe und sowohl von den Kindern als auch den Fachkräften wiederholt die Rolle als Ersatzkraft zugeschrieben bekomme. Deshalb scheint plausibel, dass das entgegengebrachte Vertrauen v.a. mit meiner weiblichen Geschlechtszugehörigkeit zu tun hat. Der Möglichkeit eines *Generalverdachts* im Hinblick auf männliche Personen steht also eine mir als Frau entgegengebrachte „*pauschale Unschuldsvermutung*“ (Kubandt 2016: 205) gegenüber. Die Unschuldsvermutung kann im Grunde auch auf weibliche Fachkräfte generell übertragen werden, denn der Generalverdacht scheint untrennbar mit der männlichen Geschlechtszugehörigkeit verknüpft. Daher wurde die weibliche Geschlechtszugehörigkeit der Fachkräfte nicht nur als das vermeintlich *unsichtbare*, sondern auch als das vermeintlich *unschuldige Geschlecht* in der Kindertageseinrichtung rekonstruiert (vgl. ebd.).

5 *Männlichkeit* versus *Weiblichkeit* – Zum Un/Sinn kollektivierender Zuschreibungen in der Kindertageseinrichtung

Sowohl aktuelle Debatten als auch der untersuchte Alltag der Kindertageseinrichtung sind durch kollektivierende Gegenüberstellungen von *Männlichkeit* und *Weiblichkeit* geprägt, wobei *Weiblichkeit* nur indirekt zum Thema wird, da diese als Normalitätsfolie aus dem Blick gerät. Dagegen beinhaltet die Forderung nach mehr männlichen Fachkräften eine kollektiv unterstellte Positivmarkierung von *Männlichkeit*. Hierbei wird nicht ausreichend diskutiert, inwiefern eine Vorbildfunktion, die rein über Geschlechtszugehörigkeiten von Fachkräften definiert wird, tendenziell dazu beiträgt, Stereotype in den Kindertageseinrichtungen zu verstärken statt zu vermeiden. Rose (2012) und Fegter (2013) sprechen hier kritisch von einem, die Debatten dominierenden, *sozialisierungstheoretischen Argument*, das die Anwesenheit von Männern im Feld der Tageseinrichtungen als einen größeren Erfahrungsspielraum im Hinblick auf geschlechtliche Rollenvorbilder für Kinder argumentiert. Damit wird indirekt unterstellt, dass ein erweiterter Erfahrungsspielraum folglich immer an Geschlechtszugehörigkeit geknüpft bzw. nicht unabhängig davon gedacht werden kann. Die weibliche Geschlechtszugehörigkeit der Fachkraft wird demzufolge gleichgesetzt mit einer Begrenzung als Rollenvorbild für den Erfahrungsspielraum von Kindern und somit negativ markiert. Hierbei werden Unterschiede innerhalb der Gruppe weiblicher Fachkräfte ausgeblendet und zwischen den Geschlechtern betont, sowie *Männlichkeit* an sich als Mehrwert zur Bereicherung des Feldes als Ergänzung des *Weiblichen* angesehen. Indem Männer in das Feld integriert werden, werden diese Begrenzungen aus Sicht zahlreicher Vertreter*innen entsprechender Initiativen vermeintlich aufgehoben. Es erscheint allerdings paradox, dass die Erweiterung geschlechtlicher Erfahrungsspielräume von Kindern erreicht werden soll, indem gleichzeitig unterschiedliche Erfahrungsspielräume als stets geschlechtlich bedingt, d.h. jeweils mit Männern und Frauen bzw. *Mannsein* und *Frausein* verknüpft werden.

Unabhängig davon, ob *Geschlecht* eher problematisiert, d.h. negativ markiert oder als produktives Merkmal von Fachkräften positiv markiert wird, orientieren sich die auf den ersten Blick konträren Ausrichtungen dabei vor allem an kollektivierenden, den Situationen und Kontexten vorgängigen Geschlechterbildern, die an Individuen und pädagogische Situationen herangezogen werden, ohne dass diese anhand einzelner Personen oder des pädagogischen Alltags *selbst* hinterfragt und/oder erweitert werden.

Während aktuell *Männlichkeit* den Fokus frühpädagogischer Debatten prägt, konnte in Abgrenzung des genannten Generalverdachts zudem eine *pauschale Unschuldsvormutung* gegenüber *Weiblichkeit* rekonstruiert wer-

den. Da plausibel scheint, dass die Fachkräfte in anderen Kontexten durchaus auf *Weiblichkeit* rekurrieren, wird eine Kontextgebundenheit der situativen Geschlechterkonstruktionen sichtbar. Denn die Rekonstruktionen sind v.a. hinsichtlich der Rolle als Fachkraft in der Institution Kindertageseinrichtung erklärbar. Hier wird der Einfluss des institutionellen Rahmens im Sinne einer *gendered institution* (vgl. Acker 1992) bzw. als *gendered occupation* (Murray 1996) sichtbar.

Sowohl die rekonstruierte *Unschuldsvermutung* als auch der *Generalverdacht* verweisen exemplarisch auf die Wirkmächtigkeit kollektivierender Geschlechtszuschreibungen im Alltag der Kindertageseinrichtungen. Bei der *Unschuldsvermutung* wirken Zuschreibungen im Sinne deduktiver Schlüsse, indem vom Allgemeinen auf den Einzelfall geschlossen wird: Da *Weiblichkeit* im Hinblick auf niedere Motive körperlicher Annäherungen an Kinder vermeintlich generell nicht bedenklich ist, ist es auch der Einzelfall (hier: die weibliche Forscherin) nicht. Im Hinblick auf den *Generalverdacht* wirken hingegen induktive Schlüsse: einzelne männliche Täter führen dazu, dass *Männlichkeit* generell unter Verdacht steht. Beide Schlussfolgerungen gehen mit unterschiedlichen Schwierigkeiten einher, zeigen aber jeweils die Reichweite sozialer Zuschreibungsprozesse im Hinblick auf die Geschlechtszugehörigkeit pädagogischer Fachkräfte.

Hier stellt die viel kritisierte Folie der Zweigeschlechtlichkeit folglich den Dreh- und Angelpunkt der Diskussionen dar (vgl. Fegter 2013, Kubandt 2016). Karsten (2017) fordert jedoch zu Recht, dass „[e]ntgegen der [...] fortdauernden, häufig vorrangig dualen Konstruktion der Geschlechterrollen von Mädchen und Jungen, Frauen und Männern, Müttern und Vätern“ eine differenziertere Perspektive einzunehmen ist, die „komplexe Möglichkeiten anstelle von polaren Sichtweisen“ bietet (ebd.: 495). Andernfalls sind Kindertageseinrichtungen Orte, in denen bestehende Geschlechterverhältnisse reproduziert und manifestiert werden.

Alles in allem vermischen sich aktuell unterschiedliche Relevanzebenen, wenn *Geschlecht* fokussiert wird. Zwar macht es durchaus Sinn die personenbezogenen Dienstleistungsberufe und den Beruf der Erzieher*in als Strukturkategorie mit *Weiblichkeit* zu markieren, um auf ein spezifisches Missverhältnis aufmerksam zu machen. Die jeweiligen, pauschalen, kollektivierenden Positiv- bzw. Negativmarkierungen von *Männlich-* oder *Weiblichkeit* scheinen jedoch gerade dann problematisch, wenn die Geschlechtszugehörigkeit nicht nur *strukturell* in den Fokus gerät, sondern auch zur *pädagogisch* bedeutsamen Kategorie deklariert wird. Denn indem eine Relevanz unterschiedlicher geschlechtlicher Vorbilder für die Entwicklung von Kindern argumentiert wird, wird *Geschlecht* nicht nur zum relevanten Faktor einer Gleichstellung auf *struktureller* und *institutioneller* Ebene, sondern zu einem *pädagogisch* bedeutsamen Kriterium für professionelle Praxis und

Qualität in Kindertageseinrichtungen stilisiert, was deutlicher zu trennen und auch weiter zu hinterfragen wäre.

Literatur

- Acker, Joan (1992): Gendered Institutions. From Sex Roles to Gendered Institutions. In: *Contemporary Sociology*, 21, 5, S. 565-569.
- Aigner, Joseph C./Rohrmann, Tim (2012): *Elementar - Männer in der pädagogischen Arbeit*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Brandes, Holger/Andrä, Markus/Röseler, Wenke/Schneider-Andrich, Petra (2016): *Macht das Geschlecht einen Unterschied? Ergebnisse der „Tandem- Studie“ zu professionellem Erziehungsverhalten von Frauen und Männern*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Breitenbach, Eva/Bürmann, Ilse/Thünemann, Silvia/Haarmann, Linda (2015): *Mehr Männer in Kindertageseinrichtungen. Eine rekonstruktive Studie über Geschlecht und Professionalität*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Buschmeyer, Anna (2013): *Zwischen Verdacht und Vorbild. Wie Männer im Erzieherberuf Männlichkeit konstruieren*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Cremers, Michael/Krabel, Jens (2012a): *Männer in Kitas. Aktueller Forschungsstand in Deutschland*. In: Cremers, Michael/Höyng, Stephan/Krabel, Jens/Rohrmann, Tim (Hrsg.): *Männer in Kitas*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 131-150.
- Cremers, Michael/Krabel, Jens (2012b): *Generalverdacht und sexueller Missbrauch in Kitas. Bestandsanalyse und Bausteine für ein Schutzkonzept*. In: Cremers, Michael/Höyng, Stephan/Krabel, Jens/Rohrmann, Tim (Hrsg.): *Männer in Kitas*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 265-288.
- Cremers, Michael/Höyng, Stephan/Krabel, Jens/Rohrmann, Tim (Hrsg.) (2012): *Männer in Kitas*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Ehrenspeck, Yvonne (2009): *Geschlechterdifferenz, Geschlechterpolarität und „Geistige Mütterlichkeit“ – systemtheoretisch betrachtet*. In: Glaser, Edith/Andresen, Sabine (Hrsg.): *Disziplinengeschichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 5*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 29-47.
- Fegter, Susann (2013): *Mehr Männer in die Soziale Arbeit?! Neuordnungen von Profession und Geschlecht im aktuellen (fach-)öffentlichen Diskurs*. In: Sabla, Kim-Patrick/Plöber, Melanie (Hrsg.): *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 145-162.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. New Jersey: Englewood Cliffs.
- Heite, Catrin (2009): *Soziale Arbeit als Profession im Kontext geschlechterhierarchischer Positionierungen*. In: Glaser, Edith/Andresen, Sabine (Hrsg.): *Disziplinengeschichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 5*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 49-59.

- Hoffmann, Hilmar (2012): Erzieherin. In: Horn, Klaus-Peter/Kemnitz, Heidemarie/Marotzki, Winfried/Sandfuchs, Uwe (Hrsg.): Klinkhardt Lexikon Erziehungswissenschaft. Band I. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 336-338.
- Karsten, Maria-Eleonora (2017): Gender-Mainstreaming in der Sozialpädagogik. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit: Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. München: Reinhardt Verlag, S. 492-498. [Im Erscheinen]
- Kruse, Jan (2014): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim: Beltz/Juventa.
- Kubandt, Melanie (2016): Geschlechterdifferenzierung in der Kindertageseinrichtung – eine qualitativ-rekonstruktive Studie. Reihe „Studien zu Differenz, Bildung und Kultur“. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- May, Michael/Rose, Lotte (Hrsg.) (2014): Mehr Männer in die Soziale Arbeit!?. Kontroversen, Konflikte und Konkurrenzen. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Metzinger, Adalbert (2013): Geschichte der Erzieherinnenausbildung als Frauenberuf. In: Fried, Lilian/Roux, Susanna (Hrsg.): Handbuch Pädagogik der frühen Kindheit. Berlin: Cornelsen, S. 390-400.
- Murray, Susan B. (1996): "We all love Charles". Men in Child Care and the Social Construction of Gender. In: Gender & Society 10, 4, S. 368-385.
- Rohrmann, Tim/Cremers, Michael/Krabel, Jens (2010): Männer in Kitas - welche Bedeutung hat das Geschlecht pädagogischer Fachkräfte? In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit 41, 2, S. 1-12.
- Rose, Lotte/Stibane, Friederike (2013): Männliche Fachkräfte und Väter in Kitas. Eine Analyse der Debatte und Projektpraxis. Wiff Expertise. München: DJI.
- Rose, Lotte (2012): Wiederkehr von Yin und Yang? Versteckte Geschlechterpolarisierungen im Ruf nach mehr Männern in Erziehung und Bildung. Betrifft Mädchen, 25, 1, S. 10-15.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.

Anfeindungen der Differenz. Nation und Geschlecht in der deutschen Migrationsgesellschaft

Arzu Çiçek & Astrid Messerschmidt

Wie Geschlechterverhältnisse für politische Positionierungen beansprucht werden, ist in der Gegenwart besonders drastisch im Kontext von Migrationsfeindlichkeit und Nationalpopulismus erfahrbar geworden. Sehnsüchte nach national-kultureller Übersichtlichkeit und Gemeinschaft werden bedient, wenn Fremde definiert werden können, die zugleich gefährlich wie rückständig zu sein scheinen. Der Beitrag geht zunächst auf die politischen Ausgangsbedingungen in den 2000er Jahren und den Einfluss der Kategorie Nation auf die gesellschaftlichen Selbstbilder ein. Der geschlechtertheoretisch anspruchsvolle Begriff der Differenz ist von Anfang an politisiert, weil er sich gegen jede Logik des Eindeutigen wendet. Die Aggression gegen alles, was von dieser Eindeutigkeit abweicht, hat einen starken politischen Ausdruck in der Geschichte des Nationalismus gefunden und wird gegenwärtig reaktualisiert in national-kulturalistischen Grenzziehungen, die als antimuslimische Migrationsfeindlichkeit im gegenwärtigen Europa zutage treten. Frauen mit sichtbarer islamischer Zugehörigkeit werden dabei zu Repräsentantinnen verkörperter Fremdheit gemacht, während der Raum der Differenzen sich längst erweitert hat. Der Text bietet eine kritische Perspektive auf die Kategorie der Nation an und skizziert Elemente eines postnationalen Denkens. Dabei geht es um die Positionierungen des Eigenen und des Fremden, die im Kontext von Migration immer wieder aufs Neue herausgefordert werden. Die Kategorie Geschlecht wird im Zusammenhang mit Migrationsfeindlichkeit für neonationalistische Zwecke benutzt, die aktuell in Form eines Kulturnationalismus auftreten. Nation und Geschlecht werden zu Schauplätzen identitärer Proklamationen gemacht. Dem gilt es auf vielfältige Weise zu widersprechen.

1 Ausgangspunkte: Zwischen Renationalisierung und Entnationalisierung

1998 veröffentlichte Jürgen Habermas politische Essays unter dem Titel „Die postnationale Konstellation“ (Habermas 1998). Die historische Situation, in der Ökonomie und Politik innerhalb nationalstaatlicher Grenzen stattfinden, ist vorbei. Die Zeit der Territorialstaaten, der Nationen und der Volkswirtschaften ist infolge dessen, was heute als Globalisierung bezeichnet wird, vorbei: „Unsere nationalstaatlich verfassten Gesellschaften“, so Jürgen Habermas, „öffnen sich heute gegenüber einer ökonomisch angebahnten Weltgesellschaft“ (ebd.: 95f.).

Was in der Negativformulierung von der „postnationalen Konstellation“ zum Ausdruck kommt, unterstreicht, was unsere Gesellschaften aufgrund ökonomischer Bedingungen *nicht* mehr sind. Was sich in dieser Perspektive aber nicht ausdrückt, ist, dass innerhalb dieser ökonomisch angebahnten Weltgesellschaft noch nie so viele Menschen aufgrund der technologischen, ökonomischen oder auch kriegesischen Veränderungen von Raum und Zeit bereit, in der Lage oder gezwungen waren „ihren Arbeits- oder Lebensmittel-punkt, sei es vorübergehend oder auf Dauer, zu verändern“ (Mecheril 2010: 7). Hier kommen individuelle und allgemeine Beweggründe ins Spiel. Einerseits, wie Habermas betont, *öffnen* sich die nationalstaatlich verfassten Gesellschaften. Das heißt, die überlieferten politisch-juridischen und auch kulturellen Rahmen verlieren ihren Wirklichkeitswert. Dies ist immer auch dadurch bedingt, dass sich Lebensbezüge aus ihren regional bedingten Bindungen lösen. Sie wandern, ohne dass dies noch politisch zu steuern wäre, zusehends auf dem gesamten Planeten in eine globale Relation ein. Diese wie jene individuellen Beweggründe bedingen auch, dass Migration in den unterschiedlichsten Formen auf unserem Planeten zur Situation unserer Zeit geworden ist: „Wir leben im Zeitalter der Migration“ (Mecheril 2014: 12). Positiv formuliert, können die Gesellschaften der postnationalen Konstellation als *Migrationsgesellschaften* betrachtet werden. Anders als jene Stimmen, die gegenwärtig in ihrer Rede vom Großmachen der Nation zu suggerieren suchen, dass sich die angebahnte Weltgesellschaft in den Rahmen und die Ordnungen territorialstaatlicher Politik zurückversetzen lasse, stellt Jürgen Habermas die Frage, was eine politische Schließung auf der Ebene nationaler Politik, was Nationalismus überhaupt bedeutet. Er fragt danach, wie Politik heute aussehen müsste, wenn sie den Aufgaben gewachsen sein will, die ihr durch die postnationale Konstellation gestellt werden. Es geht, wie er in einem 2003 mit dem französischen Philosophen Jacques Derrida in der FAZ gemeinsam veröffentlichten Essay erklärt, im Hinblick auf die rechtlichen Institutionen und Aufgaben eines Europas „Nach dem Krieg“, so der Unterti-

tel des Essays, um die Frage des Gestaltens und Regierens jenseits des Nationalstaats und jenseits nationaler Identitäten (vgl. Derrida/Habermas 2003).

Wenn, wie etwa bei Benedikt Anderson (Anderson 2005), von der Erfundenheit der Nation oder, wie bei Jürgen Habermas, vom Vergangensein dieser Erfindung in einer ‚postnationalen Konstellation‘ die Rede ist, geht es darum, die deskriptive wie auch die normative Angemessenheit jenes mächtigen Konstrukts der europäischen Moderne in Frage zu stellen. Ähnlich wie andere machtvollere Kollektivkategorien, etwa die Geschlechterkategorie oder auch zunehmend die Figur der kulturellen Zugehörigkeit, hat das Zeichen ‚Nation‘ in Politik und Gesellschaft die Funktion, eine Ordnung zu markieren, von der sich einige noch immer die Zukunft versprechen, die andere hingegen als ein sprachlich-begriffliches Erbe betrachten, dessen *diverse Lesarten* wir uns in einer *reflexiven Bezugnahme* bewusstmachen sollten.

2 Nationale Erzählungen und die Einschreibung des Neuen im Alten

Die Auseinandersetzung mit der Konstituierung des Nationalen innerhalb von Gesellschaften lässt sichtbar werden, dass es sich, anders als es der Singular Nation suggeriert, um einen Erfindungszusammenhang handelt, der immer schon in einem pluralen und höchst heterogenen Raum verortet ist, der sich, was auch in der Migrations- und Exilforschung diskutiert wird, als ein Gewebe zwischen Metapher und Wirklichkeit aufspannt. Elisabeth Bronfen etwa macht deutlich, dass die Erfahrung der *Entortung*, die in der Exilforschung als „Trauma der Exilerfahrung“ bezeichnet wird, „Sprachbilder und Narrationen benötigt“ (Bronfen 1993: 168). Dasselbe gilt auch für jedwede *Verortung*, sei es als Wohnort oder auch als politischer Ort, wie Derrida in einer Dekonstruktion des klassischen Raumdenkens zeigt: „Das lebendige Gedächtnis muss in den graphischen Spuren/Überresten eines anderen Ortes, der auch eine andere Stadt und ein anderer politischer Raum ist, sein Exil nehmen“ (Derrida 2013: 46). Von diesem Gesichtspunkt her deutet sich an, was Jürgen Habermas und Jacques Derrida meinen, wenn sie in ihrem Essay sagen, dass sich das Gesicht des „heutigen Europa in seiner unvergleichlichen, ausladenden kulturellen Vielfalt“ (Derrida/Habermas 2003: 33) darstellt. Diese Vielfalt oder *diversité* verträgt sich nicht mit der nationalen Ordnung der Eindeutigkeit. Das reale Europa kollidiert mit der Idee in sich identischer und voneinander abgegrenzter nationaler Gemeinschaften, die es in Reinform nie gab, deren Herstellung aber immer wieder gewaltvoll angestrebt wurde.

In der Geschichte des modernen Nationalismus kommt der Geschlechterordnung eine wesentliche Funktion zu. Von der Sicherung der Reproduktion derer, die als national zugehörig betrachtet werden, hängt die Stabilität des

Innenraums der Nation ab. Frauen und Männer werden bevölkerungspolitisch so positioniert, dass sie für eine national eindeutige Nachkommenschaft sorgen. Deshalb ist in den aktuellen rechtspopulistischen und neonationalistischen Bewegungen die aggressive Ablehnung jeder Genderforschung so ausgeprägt. Migration wird als Bedrohung der reproduktiven Ordnung aufgefasst. Im Zuge der in den 2000er Jahren verstärkten antiislamischen Aufladung des Neonationalismus wird das Anliegen einer Gleichstellung der Geschlechter gegen muslimische Eingewanderte mobilisiert (vgl. Farris 2011). Sara Farris betrachtet diese Mobilisierung im Kontext einer neoliberalen ökonomischen Entwicklung, bei der Frauen als Produzentinnen und Reproduzentinnen wie auch als Konsumentinnen angesprochen werden (vgl. ebd.: 330).

In Anlehnung an Jacques Derridas Begriff *Dis-semi-nation*¹, formuliert Homi K. Bhabha die auch migrationswissenschaftlich diskutierte These, dass die moderne Nation europäischer Prägung durch die Erzählung von ihr zu einem historischen Tatbestand geworden ist, und zwar, wie Bhabha unterstreicht, in einem durch „Massenmigration im Westen und kolonialer Expansion im Osten“ (Bhabha 1997: 150) geprägten 19. Jahrhundert. Dieses durch Massenmigration geprägte Jahrhundert des Nationalismus ist es, an welches heutige nationalpopulistische Bewegungen anknüpfen. So wie eine dieser Bewegungen sich selbst nennt, könnte man es als das Jahrhundert identitärer Bewegungen bezeichnen, wären da nicht, dies ist der entscheidende Punkt, die Vielen, die in das Konzept dieser Bewegungen nicht hineinpassen wollten, hineinpassen sollten oder auch nicht hineinpassen konnten. An sie wird die Aufforderung zur Integration gerichtet, die ganz wesentlich die Zustimmung zur Gleichstellung der Geschlechter enthält. Geschlechterverhältnisse werden für eine kulturalistische Strategie der Renationalisierung eingesetzt und gegen die Wirklichkeit der postnationalen Konstellation in Stellung gebracht.

3 Verflechtungen von Eigenem und Anderem

Heute erfordert diese Konstellation, die den historisch überholten Nationalismus in ihren Erzählungen immer noch mit sich führt, grundlegende institutionelle Veränderungen. Gegebene Ordnungen werden durch die Ankunft des Neuen, des Anderen herausgefordert und irritiert, was auch Gegenbewegungen provoziert. Migration beunruhigt insofern Normalitätsordnungen, stellt überkommene Ordnungen zur Disposition, stellt die in diesen angeordneten

1 Etymologisch: das *Auseinander-* (lat. *dis-*) *samen* (lat. *sēmen*) *der Geburt* (lat. *nātiō*); frz. *dissémination*: Ausstreuung des Samens, Verbreitung.

Vorstellungen, Ansprüche und als selbstverständlich betrachteten Privilegien infrage. Das Ankommen des Anderen stellt, begrifflich gesprochen, ohne dass es dies intendieren muss, die Bewahrung des Selben als ein Selbes in Frage.

Die Vielfalt von Migrationsgesellschaften wird in genau diesem Sinne, im Sinne jener Begriffe, die uns unsere Tradition in ihrer Präferenz für das Eigene, das Eigentliche, das Eigentum, die Aneignungen, Wiederaneignung, das Selbst einer Selbstheit usw. zukommen lässt, verkannt. Ein starkes Bild für diese Verkennung stellt der berühmte *Melting Pot* dar. Es ist das Bild von der amerikanischen Nation als einem großen Kochtopf, einem Schmelztiegel, unter dem ein mächtiges Feuer brennt, das die Einwanderer in diese Gesellschaft auf eine Temperatur bringt, bei der sie allmählich mit der bereits zu einer amerikanischen Nation gemachten Gesellschaft verschmelzen. Dieses Bild eines in sich homogenen Kollektivs wird auch in der Sprache der Integrationssoziologie benutzt, in der (Ausländer-)Pädagogik oder auch in der politischen Verwaltung von Migration. Sobald nämlich von Integration oder Assimilation die Rede ist, bewegen wir uns in einer Vorstellung von Gesellschaft, wie sie das Bild von einem Kollektiv der in Gleichförmigkeit erstarrten Vielen darstellt. Es wird eine soziale Gesamtheit in Szene gesetzt, die sich sozusagen immer wieder selbst als dieselbe reproduziert, wobei für diesen Zirkel der Reproduktion – solange keine Infragestellung und Reflexion stattfindet – immer wieder zum Beispiel auf die besondere Bedeutung einer einzigen Normsprache und einer geeigneten Erziehung hingewiesen wird.

Demgegenüber erzeugt die Dissemination der Bedeutung lebendiger Sprache in einem freien Spiel signifikanter Differenzen ständig neue Produktionen, Verschiebungen und Auslöschungen. Entwicklung verläuft dabei nicht, wie es die Entwicklungslogik von Hegel beschreibt, als ein unausgesetzter Fortschritt, der als ein dialektischer Prozess zu beschreiben wäre. Entwicklung läuft überhaupt nicht nach einer Ordnungsregel oder Logik ab, sondern geht aus einer *Vielzahl von heterogenen Praxen* hervor, in denen *Neues* stets aus *Wiederholungen des Alten* hervorgeht, eine Bewegung in der weit mehr im Spiel ist als das, was in den Bereich des Berechenbaren fällt. Dies bezeichnet der Begriff der *Dissemination*: Altes und Neues sind im Metaphernfeld sozialer Kommunikation in der Weise auf Sendung, dass sie in den laufenden Akten der Wiedereinschreibung dessen, was uns die Überlieferung zustellt, von jeder Zeitgenossenschaft auf ihre Weise in einer Vielfalt von neuen Bedeutungen, Bedeutungsverschiebungen, Anknüpfungen an die Tradition und Brüchen angeeignet werden. Darum kann das Zeichen ‚Nation‘ etwa bei Nationalisten vollkommen anders auf Sendung gehen als im postnationalistischen Denken von Jürgen Habermas oder in der Markierung der Dissemination bei Jacques Derrida oder Homi K. Bhabha.

Im Hinblick auf die *Streuung* von Deutungsangeboten sollen im Folgenden einige Betrachtungen zur *Struktur* oder zu *Mustern* jener Anfeindung von

Differenz reflektiert werden, die gegenwärtig im Diskurs der Geschlechterverhältnisse zu beobachten sind. Kaum irgendwo sonst sind die Bedürfnisse nach eindeutigen Unterscheidungen so ausgeprägt wie auf dem Terrain der Geschlechteridentitäten. Geht es doch hier um verkörperte Unterschiede und die damit sich bietenden Möglichkeiten, das jeweils Andere zu naturalisieren und damit endgültig eindeutig zu machen. Genau dagegen wendet sich jedoch die Kategorie der Differenz, die im feministischen Denken ausgearbeitet worden ist und die immer wieder in der Gefahr steht, zum Ansatzpunkt für Identität gemacht zu werden.

4 Geschlechterdifferenz gegen die Vereindeutigung des Unterschieds

Gegen die geschlechtslose Erzählung der Allgemeinen Pädagogik haben feministisch argumentierende Erziehungswissenschaftlerinnen vor dem historischen Hintergrund der Kämpfe der Frauenbewegungen um das gleiche Recht auf Bildung auch für das Recht auf Differenz gestritten (vgl. Jacobi 1991; Rendtorff 2007). Von Anfang an sind sie dabei mit der Ambivalenz dieses Vorhabens konfrontiert, um aus dem Denken der Differenz kein neues oder altes Denken der Identität werden zu lassen.

Weil der geschlechtertheoretisch anspruchsvolle Begriff der Differenz offen dafür ist, identitätslogisch vereindeutigt und vereinnahmt zu werden, erinnert Isabell Diehm daran, dass Differenz „eine offene Kategorie bleiben muss und nicht im Sinne einer vorab definierten fest umrissenen Größe verstanden werden kann“ (Diehm 1999: 195). Unterricht und akademische Lehre vermitteln allerdings oftmals das Gegenteil dieses Aushaltens von Offenheit. Etwas genau fassen zu wollen und zu durchschauen, wird dann zu einem unhinterfragten Ziel des Wissenserwerbs. Für die Interaktionen in einer pluralen Gesellschaft ist das fatal. Für eine differenzbewusste Forschung und Bildungsarbeit wird gerade die Frage, wie die Andere unbestimmt bleiben kann, wesentlich. Ohne diese Frage neigt „Differenzfreundlichkeit“ (Mecheril/Thomas-Olalde 2011: 471) dazu, ausgesprochen unfreundlich zu werden.

In der Tendenz zur Vereindeutigung geschlechtlicher Identität kommt eine Sehnsucht nach Natur zum Ausdruck, ein Wunsch, sich einer biologisch gegebenen Identität zu vergewissern, das Soziale biologistisch zu strukturieren und jede Uneindeutigkeit auszuschließen. Die Naturalisierung von Differenz bildet ein Merkmal mehrerer gruppenkonstituierender Diskriminierungspraktiken, wie die lange Geschichte des Rassismus und die kürzere Geschichte des antimuslimischen Rassismus zeigen, um die es hier noch gehen wird.

Die Geschlechtergeschichte ist durchzogen von Phänomenen der Verfestigung wie der Abwehr von Differenz. In der Abwertung der Frau spiegelt sich die „Wut auf die Differenz“ (Horkheimer/Adorno 1987 [1947]: 238) als Produkt einer projektiven Abspaltung. Das Irrationale, das in der Weiblichkeit symbolisch repräsentiert wird, muss eingedämmt werden. Lange galt die behauptete Irrationalität als Begründung für den Ausschluss von Frauen von universitärer Bildung. Im rassistischen Modus wird dieses Irrationale heute nicht mehr allein der Frau zugeordnet, sondern mit wachsender Leidenschaft einem weiteren Objekt, dem fremden Mann, dem Orientalen, der ganz und gar anders zu sein hat als ‚wir‘. Die orientalistische Projektion überträgt eigene nicht erfüllte Sehnsüchte nach dem Genießen weiblicher Körper auf einen männlichen Repräsentanten, der ‚nicht ich‘ ist – kulturell fremd und geografisch fern. Die Wucht, mit der das Sprechen über ‚arabische bzw. nordafrikanische Männer‘ im öffentlichen Raum aufgetreten ist, lässt sich so möglicherweise erklären. Das „Nicht-Ich“, das Christina von Braun in der phantasmatischen Figur der hysterischen Frau verkörpert sah (von Braun 1985), hat einen weiteren Topos gefunden, den orientalischen Mann, der dem Animalischen näher sein soll als dem Zivilisatorischen. Die dem Männlichen zugeordneten Eigenschaften werden dabei vereindeutigt, der anthropologische Gehalt des Geschlechtlichen als Hinweis auf eine universale Unvollständigkeit (vgl. Rendtorff 1998) wird abgewehrt. Dagegen fasst Barbara Rendtorff die Erfahrung von Geschlechtlichkeit als Ausdruck für die „Unassimilierbarkeit des Anderen“ (ebd.: 87). Der Andere des anderen Geschlechts drückt in dieser Perspektive die „Unmöglichkeit von abgegrenzter Identität überhaupt“ aus (ebd., S. 88, Hervorh. i.O.). Mit der migrationsfeindlichen Besetzung orientalisierter Männlichkeit kommt es jedoch zu einer identitären Abgrenzung. Geschlecht wird dabei zu einem Instrument nationaler Selbstvergewisserung gemacht. Der fremde Mann wird als Täterfigur der national zugehörigen und somit unausgesprochen weißen Frau entgegengestellt.

5 Vereindeutigungspraktiken: antimuslimische Proklamationen

Im derzeitigen in Westeuropa beliebten antimuslimischen Diskurs bedient der Kulturrassismus einen „übergreifenden Sexismus“ (Leiprecht/Lutz 2009: 185), der sich sowohl gegen die Männer als auch gegen die Frauen der als ‚anders‘ gekennzeichneten Gruppe richtet. Die muslimische Frau gilt im antimuslimischen Diskurs als besonders unterdrückt, was den muslimischen Mann implizit zum patriarchalen Unterdrücker macht. Sexismus und Rassismus gehen ein Bündnis ein, dem dringend ein Gegenbündnis feministischer Rassismuskritik entgegengesetzt ist.

Im Kontext antimuslimischer Tendenzen in der Öffentlichkeit erscheinen Fragen nach Familienmacht, Ehe und sexueller Gewalt ausschließlich als Probleme der Muslime. Es kommt zu einer Sexualisierung im Diskurs um den Islam, wobei die Geschlechterverhältnisse der zu Fremden gemachten Anderen abgewertet werden, während in der nichtmuslimischen Mehrheitsgesellschaft ein ideales Bild von sich selbst gezeichnet und dadurch Macht ausgeübt wird (vgl. Rommelspacher 2009: 401). Emanzipation wird dabei nicht mehr an der Ungleichverteilung von Erwerbsarbeit, Einkommen und Status bemessen, sondern „am *Abstand* zwischen der *westlichen* und der *muslimischen* Frau“ (ebd., Hervorh. i.O.). Das kontrastierende Gegenüber von Selbstbild und Gegenbild kann als systematische Struktur eines antimuslimischen Rassismus betrachtet werden.

Für die aktuellen kulturellrassistischen Repräsentationen der Muslime in Europa wird das geschlechterpolitische Muster zu einem Instrument der Popularisierung. Es bewirkt eine breite Abwehr einer als unemanzipiert wahrgenommenen Gruppe, gegenüber der sich die Mehrheitsgesellschaft auf der Seite des Fortschritts sehen kann. Dabei kommt es zu einer Abspaltung der in der Mehrheitsgesellschaft nach wie vor vorhandenen sexuellen Gewalt gegen Frauen und der nach wie vor vorhandenen strukturellen Ungleichheitsverhältnisse zwischen den Geschlechtern. Auch dient das Sprechen über die Situation der muslimischen Frau der Nichtthematisierung gesamtgesellschaftlicher Emanzipationsdefizite. Die Projektion kann nur funktionieren, wenn die Muslime als gesonderte, in sich homogene und fremde Gruppe in der Gesellschaft wahrgenommen werden und nicht als Zugehörige.

In ihrem Essay „Welt teilen“ (Irigaray 2010 [2008]) formuliert die feministische Philosophin Luce Irigaray ein leidenschaftliches Plädoyer für die Differenz, die in diesem Moment, wo sie als Differenz wirklich wird, eine universale Verbundenheit ermöglicht. Die „relationale Beziehung zum anderen als eine irreduktible Dimension“ (ebd.: 15) bezieht sich auf das „Werden seiner selbst, des anderen und der Beziehung zwischen beiden“ (ebd.). Erst wenn wir akzeptieren, „nicht das Ganze zu sein“, bietet sich die Möglichkeit, „eine weitere Welt zu erahnen, eine größere Fülle (...), die sich nicht darauf reduziert, im Selben dasselbe zu teilen“ (ebd.: 37). Es könnten sich also alle entspannen, wenn nicht dasselbe geteilt werden muss – nicht dieselbe Auffassung von Anständigkeit und Eigenständigkeit, nicht dieselben Schamgrenzen, nicht dieselben Körperkonzepte. Irigaray tritt für eine Sicht der Welt ein, in der es möglich ist, „seine eigene Subjektivität zu bewohnen und somit der des anderen begegnen zu können, sich auszutauschen im Respekt gegenüber den jeweils eigenen Unterschieden“ (ebd.: 23).

6 Enthüllen und fremd machen

Das Verhüllen des weiblichen Körpers erzeugt inzwischen mehr Aggression als seine Entblößung. Dass beides ein Ausdruck von Herrschaft über Frauen sein kann, wird kaum noch angesprochen. Doch erst diese Verallgemeinerung einer die Kategorien der Religion, der Nation und der Kultur übergreifenden geschlechterpolitischen Problematik würde die Chance eröffnen, weniger selbstgerecht und weniger ignorant über islamische Bekleidungspraktiken zu sprechen. Geschlechterpolitische Fragen von Gleichberechtigung und Eindämmung sexueller Gewalt sind als allgemeine gesellschaftliche Fragen zu verdeutlichen. Durch eine Kulturalisierung werden sie zu Sonderproblemen einer Gruppe gemacht und gegen diese Gruppe eingesetzt.

Niqab, Hijab und Burka sind zu konkreten Symbolen für diffuse Bedrohungsängste geworden. Die weiblichen Bekleidungsformen geben den Stoff für den Kampf um eine heimatliche nationale Identität ab, die vor den Zumutungen der Globalisierung schützen soll. Es handelt sich um eine regressive Form der Selbstvergewisserung, die nationale Gemeinschaftssehnsüchte bedient. Als Gegenbild zu der ersehnten übersichtlichen Gemeinschaft der Ähnlichen dienen verschleierte Frauen in Europa. Am 22. August 2016 hat das Osnabrücker Verwaltungsgericht entschieden, dass eine Schülerin am Abendgymnasium keinen Gesichtsschleier tragen darf. Die 18-Jährige hatte zwar eingewilligt, jeweils vor dem Unterrichtsbeginn ihre Identität feststellen zu lassen, doch die Schule hatte darauf bestanden, dass sie ohne ihren Niqab am Unterricht teilnimmt (AZ: 1 B 81/16).

Wenn es tatsächlich um Emanzipation gehen soll, dann muss die Ambivalenz der Verschleierung beachtet werden – zwischen herrschaftspolitischer Instrumentalisierung und religiösem sowie alltagskulturellem Empfinden. Wo der Hijab angeordnet wird, wie im Iran, wird deutlich, wie durch Verbote die Anwesenheit der Frau im öffentlichen Raum reglementiert wird. Eine ähnliche, ausschließlich Frauen betreffende Reglementierung erfolgt mit umgekehrten Vorzeichen, wenn Verschleierung verboten wird.

Sowohl Verhüllung wie Enthüllung haben sexuelle Komponenten. Wenn die Verhüllung der Frau angeordnet wird, dann geht es auch um die Kontrolle erotischer Anziehung. Wenn Enthüllung durchgesetzt wird, dann ist der weibliche Körper der Vermessung gemäß geltender Schönheitsnormen ausgesetzt und setzt sich dem auch häufig selbst bereitwillig aus.

Geschlechterforschung wie auch feministischer Aktivismus sind herausgefordert, den migrationsfeindlichen Instrumentalisierungen von Anliegen der Gleichstellung der Geschlechter entgegenzutreten. Das in der Frauen- und Geschlechterforschung herausgebildete Bewusstsein für die Gleichzeitigkeit des Anspruchs auf Gleichberechtigung und Differenz bietet dafür eine wertvolle Ressource.

Literatur

- Anderson, Benedikt (2005): Die Erfindung der Nation. Frankfurt a.M.: Campus.
- Bhabha, Homi K. (1997): DissemiNation. Zeit, Narrative und Ränder der modernen Nation. In: Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hrsg.): Hybride Kulturen. Tübingen: Staufenberg Verlag.
- Braun, Christina von (2003 [1985]): Nicht Ich. Logik, Lüge, Libido. Frankfurt a.M.: Verlag Neue Kritik.
- Bronfen, Elisabeth (1993): Exil in der Literatur: zwischen Metapher und Realität. In: arcadia, Internationale Zeitschrift für literarische Kultur 28, 2, S. 167-183.
- Derrida, Jacques (2013): „Chora“. Wien: Passagen.
- Derrida, Jacques/ Habermas, Jürgen (2003): Unsere Erneuerung. Nach dem Krieg: Die Wiedergeburt Europas. In: FAZ 31.05.2003, S. 33-34.
- Diehm, Isabell (1999): Pädagogische Ent-Fremdung. Die Verdichtung von Differenz in der Figur ‚fremder‘ Frauen und Mädchen. In: Rendtorff, Barbara/Moser, Vera (Hrsg.): Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung. Opladen: Leske & Budrich, S. 181-199.
- Farris, Sarah (2011): Die politische Ökonomie des Femonationalismus. In: Feministische Studien, 29, 2: 321-333.
- Habermas, Jürgen (1998): Die postnationale Konstellation: Politische Essays. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. [1947] (1994): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 7. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Irigaray, Luce (2010 [2008]): Welt teilen. Freiburg: Karl Alber Verlag.
- Jacobi, Juliane (1991): Wie allgemein ist die Allgemeine Pädagogik? – Zum Geschlechterverhältnis in der wissenschaftlichen Pädagogik. In: Herzog, Walter/Violi, Enrico (Hrsg.): Beschreiblich weiblich. Aspekte feministischer Wissenschaft und Wissenschaftskritik, Zürich: Rüegger, S. 193-206.
- Leiprecht, Rudolf/Lutz, Helma (2009): Rassismus – Sexismus – Intersektionalität. In: Melter, Claus/Mecheril, Paul (Hrsg.): Rassismuskritik, Rassismustheorie und -forschung (1). Schwalbach am Taunus: Wochenschau, S.179-198.
- Mecheril, Paul (2014): Subjekt-Bildung in der Migrationsgesellschaft. Eine Einführung in das Thema, die zugleich grundlegende Anliegen des Center for Migration, Education and Cultural Studies anspricht. In: Ders. (Hrsg.): Subjektbildung. Interdisziplinäre Analysen der Migrationsgesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Mecheril, Paul/Thomas-Olalde, Oscar (2011): Integration als (Bildungs-)Ziel? Kritische Anmerkungen. In: Spannring, Reingard/Arens, Susanne/Mecheril, Paul (Hrsg.): bildung – macht – unterschiede. 3. Innsbrucker Bildungstage 2009. Innsbruck: Innsbruck Univ. Press, S. 119-132.
- Mecheril, Paul (2010): Migrationspädagogik. Hinführung zu einer Perspektive. In: Mecheril, Paul u.a.: Migrationspädagogik. Weinheim: Beltz, S. 7-22.
- Rendtorff, Barbara (2007): Erziehung und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Rendtorff, Barbara (1998): Geschlecht und différence. Die Sexuierung des Wissens. Königstein: Ulrike Helmer Verlag.

Rommelspacher, Birgit (2009): Feminismus und kulturelle Dominanz. Kontroversen um die Emanzipation der muslimischen Frau. In: Berghahn, Sabine/Rostock, Petra (Hrsg.): Der Stoff, aus dem Konflikte sind. Debatten um das Kopftuch in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Bielefeld: transcript, S. 395-411.

Rationalität und Relationen. Zum Verhältnis von Weiblichkeit und Mütterlichkeit aus wissenssoziologisch-diskursanalytischer Perspektive

Maya Halatcheva-Trapp

1 Einleitung

In ihrem bedeutsamen und viel beachteten Aufsatz analysiert Karin Hausen (1976) die „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ als eine geschichtlich hervorgebrachte und ideologische Verknüpfung von Persönlichkeitseigenschaften mit Merkmalen des biologischen Körpers. Diese Verknüpfung wird von Hausen als ein „Aussagesystem“ (ebd.: 363) kulturell verortet und rekonstruiert. Dabei werden nicht nur die semantischen Gehalte sichtbar, die Weiblichkeit und Männlichkeit als komplementäre soziale Konstrukte eingrenzen. Die historische Analyse von Hausen deckt zudem die diskursiven Mechanismen auf, die an der Herstellung polarer Geschlechtercharaktere beteiligt waren und ihre Etablierung vorangetrieben haben. Beleuchtet wird dies entlang von Fragen nach wissenschaftlichen und populären Wissenspraktiken, nach Autoritäten und Legitimationen, nach Rezeption und Adressat*innen des Aussagesystems sowie nach dessen Relevanz für die Gestaltung des Alltags. Über Weiblichkeit im Bürgertum kommt Hausen (ebd.: 374f.) zum folgenden Ergebnis: „Deutlich wird in allen diesen Argumentationen die Frau durch Ehe und Familie und Ehe und Familie wiederum durch die Frau definiert. Im Unterschied zu früher aber wird allein die Frau und nicht mehr der Mann durch die Familie definiert“.

Der argumentative Verweisungszusammenhang von Weiblichkeit, Mutterschaft und (ehelicher) Partnerschaft steht auch in diesem Beitrag im Mittelpunkt. Der Befund entstammt einer wissenssoziologischen Studie, die sich mit dem Diskurs um Elternschaft in der Trennungs- und Scheidungsberatung befasst (vgl. Halatcheva-Trapp 2018). Eins der zentralen Ergebnisse der Studie zeigt, dass Geschlecht als Differenzierungskategorie eine entscheidende Rolle für die inhaltliche Realisierung des untersuchten Diskurses spielt. Elternschaft erweist sich erst über Vergeschlechtlichung überhaupt als diskursivierbar. Die Beraterische Rede über Elternschaft ist eine Rede über Mutterschaft und Vaterschaft, über Weiblichkeit und Männlichkeit. Es fällt dabei auf, wie eng und stimmig Deutungen von Mutterschaft und Deutungen von Weiblichkeit miteinander verflochten sind. Sie bilden – anders als Vaterschaft und Männlichkeit – keinen diskursiven Konfliktpunkt. Vielmehr bringt

der Diskurs eine kohärente Deutungsfigur hervor, die emanzipierte Weiblichkeit und sorgende Mutterschaft zuverlässig vereint.

Ausgehend von diesem Befund konzentriert sich der Beitrag auf das Verhältnis von Weiblichkeit und Mütterlichkeit, entworfen im Diskurs der Trennungs- und Scheidungsberatung. Um dieses Verhältnis analytisch zu durchdringen, wird mit zwei empirisch generierten Kategorien gearbeitet, die ich erstens *Rationalität* und zweitens *Relationen* genannt habe. *Rationalität* zeichnet die Konturen einer partnerschaftlichen, reflektierten und rationalisierungsfähigen Mutterfigur, die stets auf die vermeintliche Selbstverständlichkeit weiblicher Sorgekompetenzen bezogen wird. Mit *Relationen* bezeichne ich die Beziehungshorizonte, in die die Mutterfigur in ihrer diskursiven Verhandlung gestellt wird, nämlich die (ehemalige) Partnerschaft und die Elternschaft. Die Kategorien *Rationalität* und *Relationen* sind als theoriehaltige Konzepte zu verstehen, herausgearbeitet in einem methodisch kontrollierten Analyseprozess, der sich zwischen Forschungsgegenstand, empirischen Daten und theoretischer Abstraktion bewegt (vgl. Strübing 2008: 304). Sie bringen zum Ausdruck, was als sagbar im professionalen Feld der Trennungs- und Scheidungsberatung gilt, wenn von Frauen als Müttern die Rede ist.

Der theoretisch-methodologische und methodische Rahmen der Betrachtung wird durch das Theorie- und Forschungsprogramm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (Keller 2008) sowie durch die Grounded Theory Methodologie (Strauss 1998) abgesteckt. Geschlechtertheoretisch schließt dieser Zugang an die Konzeption von „Geschlecht als Wissenskategorie“ (von Braun/Stephan 2013: 37) an, die die vielfältigen und dynamischen Verflechtungen von Wissens- und Geschlechterordnungen akzentuiert.¹ Im Folgenden wird zunächst ein kurzer Einblick in die genannte empirische Studie gegeben (2) und die inhaltliche Beschaffenheit der Kategorien *Rationalität* (2.1) und *Relationen* (2.2) entfaltet. Im nächsten Schritt wird das Geschlechterwissen im Diskurs der Beratung theoretisch und empirisch verortet (3). Der Beitrag schließt mit Überlegungen zur empirisch begründeten Theoriebildung an der Schnittstelle von wissenssoziologischer Diskurs- und Geschlechterforschung ab (4).

1 Vgl. auch das gleichnamige Graduiertenkolleg an der Humboldt-Universität zu Berlin (2005-2013), <https://www.gender.hu-berlin.de/de/graduierenkolleg/das-kolleg> [Zugriff: 03.04.2017].

2 Sagbare Weiblichkeit: *Rationalität* und *Relationen*

Die Re-Konstruktion einer mütterlich konnotierten Weiblichkeit, aufgefasst als *rational* und *relational*, ist das Ergebnis einer wissenssoziologischen Studie über den Diskurs um Elternschaft in der Trennungs- und Scheidungsberatung. Sozio-historischer Hintergrund der Untersuchung sind die gesetzliche Verankerung des gemeinsamen Sorgerechts nach Trennung und Scheidung im Zuge der Kindschaftsrechtsreform im Jahr 1998 und ihre Auswirkungen auf die Beratung in Fragen von Partnerschaft, Trennung und Scheidung. Der Analysefokus richtet sich auf diskurseigene Deutungsmuster². Gefragt wird danach, welche Muster der Interpretation im Feld der Beratung als handlungsleitend gelten und den Diskurs um Elternschaft inhaltlich strukturieren. Die Trennungs- und Scheidungsberatung lässt sich als ein diskursives professionales Feld erforschen, welches den Zugang zum Spezialdiskurs³ qua Ausbildung, Zuständigkeit und Zugehörigkeit zur Kinder- und Jugendhilfe reguliert.

Theoretisch-methodologische Annahmen und methodische Realisierung der Studie fußen auf der Verbindung von Wissenssoziologischer Diskursanalyse (WDA), Deutungsmusteranalyse und Grounded Theory Methodologie (GTM). Diskurse werden mit der WDA als wirkmächtige, deutungs- und handlungsrelevante Prozesse der Interpretation von sozialer Realität verstanden, als ein „Komplex von Aussagenereignissen und darin eingelassenen Praktiken, die über einen rekonstruierbaren Strukturzusammenhang miteinander verbunden sind und spezifische Wissensordnungen der Realität prozessieren“ (Keller 2008: 235). Als kollektive, historisch hervorgebrachte und situierte Aussagepraktiken lassen sich Diskurse im Hinblick auf ihre Regeln und Ressourcen, auf ihre Strukturmuster der Produktion und Reproduktion von Bedeutungen untersuchen. Das Handeln sozialer Akteur*innen fasst die WDA als eine Form von Politik auf, Wissen zu aktivieren und durchzusetzen und damit auf soziale Deutungs- und Handlungsprobleme zu antworten (Keller 2012: 95ff.).

-
- 2 Diskurseigene Deutungsmuster werden als typisierte wie auch typisierende Interpretationsvorgänge verstanden, die „unterschiedliche Bedeutungselemente zu einer kohärenten (nicht notwendig: konsistenten) Deutungsfigur“ (Keller 2014: 156) verknüpfen. Im Folgenden spreche ich von der Mutterfigur als einer Deutungsfigur, weil sie im beraterischen Diskurs über ausgeprägte Kohärenz im Unterschied zur Vaterfigur verfügt. Auch die Studien von Schütze (1986) und Tolasch (2016) kommen zum Ergebnis, dass die kulturelle Vorstellung von der ‚guten Mutter‘ ein eigenständiges Deutungsmuster bildet.
 - 3 Die WDA unterscheidet zwischen öffentlichen und Spezialdiskursen. Erstere richten sich an die allgemeine Öffentlichkeit und werden massenmedial verbreitet, letztere werden innerhalb gesellschaftlicher Teilöffentlichkeiten wie etwa Wissenschaft oder Recht geführt (Keller 2008: 235).

Das Datenmaterial der Studie besteht aus 22 Expert*innengesprächen mit sozialpädagogischen und psychologischen Fachkräften der Beratung, geführt deutschlandweit in Beratungseinrichtungen in freier Trägerschaft.⁴ Jedes Expert*innengespräch hat einen eigenen Fallbezug, das heißt es thematisiert den Fall einer Familie in/nach Trennung oder Scheidung sowie die professionelle Arbeit der Fachkräfte, die für die Beratung zuständig waren. Alle Fallgeschichten handeln von verschiedengeschlechtlichen Elternpaaren. Die Feinanalyse der Daten erfolgte mittels der Kodiervorgehen, der Kontrastierung und des Schreibens theoretischer Memos im Stil der GTM.⁵

2.1. Die Zuschreibung von *Rationalität*

In seiner Verhandlung von Elternschaft bringt der beraterische Diskurs zwei Deutungsmuster hervor – *Partnerschaftlichkeit* und *Sorge*. Ersteres fungiert als Regulativ der elterlichen Nachtrennungsbeziehung, letzteres als Regulativ der Eltern-Kind-Beziehung. *Partnerschaftlichkeit* und *Sorge* sind als diskurs-eigene Deutungsmuster zu verstehen, die den untersuchten Spezialdiskurs um Elternschaft inhaltlich strukturieren. Eine zentrale Komponente in der diskursiven Konstruktion eines partnerschaftlichen Verhältnisses zwischen den getrennten Eltern ist die Kategorie *Rationalität*. Sie steht in Verbindung mit dem Ruf nach Beziehungsarbeit, mit dem der beraterische Diskurs sowohl Mütter als auch Väter adressiert. Rationalität gilt als Mittel der Problemlösung und impliziert zum einen einvernehmliche Kommunikation sowie Bereitschaft für Aushandlung und Kooperation. Das gemeinsame Gespräch – kontinuierlich, verständigungsorientiert und anerkennend – bildet den Anker einer partnerschaftlichen Nachtrennungsbeziehung, die erst noch und gerade mittels des Gesprächs der Herausbildung neuer Routinen bedarf. Zum anderen meint *Rationalität* einen versachlichten Umgang der Eltern mit der Trennung. Erst die Bewältigung der eigenen Trauer, Enttäuschung oder Verletzung ermögliche ein konfliktfreies Verhältnis der ehemaligen Partner*innen zum Wohle des Kindes. Die Forderung nach einer rationalisierten Nachtrennungsbeziehung richtet der beraterische Diskurs zwar an Mütter und Väter

4 Die Expert*innengespräche sind im Rahmen des Forschungsprojekts „Kinderschutz bei hochstrittiger Elternschaft“ (2007-2010) entstanden, an dem die Verfasserin als wissenschaftliche Mitarbeiterin beteiligt war. Das Projekt wurde durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert und in Kooperation des Deutschen Jugendinstituts e.V. mit der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung und des Instituts für angewandte Familien-, Kindheits- und Jugendforschung e.V. an der Universität Potsdam durchgeführt. Für die hier präsentierte Studie wurden die Expert*innengespräche re-analysiert.

5 Näheres über die methodisch-methodologische Anlage der Studie findet sich in Halatcheva-Trapp (2016, 2018).

gleichermaßen. Verfolgt man jedoch analytisch, wie und aus welchen inhaltlichen Komponenten Mutterschaft und Vaterschaft diskursiv gesponnen werden, ist die Relevanz von Geschlecht für die Auslegung von *Rationalität* nicht zu übersehen. Der Beraterische Diskurs verknüpft Rationalität und Geschlecht auf eine polarisierende Art und Weise und etabliert in der Folge die Figuren der sachlich denkenden und handelnden Mutter und des irrationalen, in seiner Enttäuschung und Wut gefangenen Vaters. Rhetorisch geschieht dies mittels expliziter Vergleiche zwischen den Geschlechtern, wie etwa hier:

„Wenn es so zu Ausbrüchen kam, dann eher schon vom Vater, also die Mutter war eher diejenige dann, die, also, die wirklich noch sachlich bleiben konnte.“ (B17: 157-159)

„Dann hatte sie so den Planer aufgeschlagen, da hatte sie die Punkte formuliert über was sie reden will [...]. Ich glaube er war mehr auf so einer emotionalen Ebene und sie probierte das immer zu versachlichen und dadurch passte das so wirklich gar nicht zusammen.“ (B21: 136-140)

Beide Implikationen von *Rationalität* – das Bemühen um und das Aufrechterhalten von Kommunikation sowie die Entwicklung einer nüchternen Haltung gegenüber der Trennung und dem ehemaligen Partner – erweisen sich im untersuchten Diskurs als weiblich konnotiert. Sie sind als Fähigkeiten zu lesen, die Frauen als Müttern diskursiv zugetraut und zugewiesen werden. *Rationalität* umfasst die Fähigkeit, starken emotionalen Reaktionen mittels Einsicht, Selbstreflexion und Vernunft standzuhalten. Sie beinhaltet zudem eine strukturierte Herangehensweise, über Probleme im Vorfeld nachzudenken und sie im Beratungsgespräch zu benennen. Die (bessere) Erreichbarkeit für Beratung, die Lösungsorientierung und die Arbeit am eigenen Selbst sowie an einer partnerschaftlichen Nachtrennungsbeziehung gehören auch zu den Merkmalen mütterlicher Rationalität, die im Diskurs der Trennungs- und Scheidungsberatung entworfen wird.

2.2. *Relationen* und der Ruf nach Emanzipation

Mit *Relationen* meine ich die Beziehungshorizonte, in die die Mutterfigur diskursiv gestellt wird. Den ersten Beziehungshorizont bildet die ehemalige Partnerschaft, den zweiten die Elternschaft. Beide Relationen fungieren als Interpretationsfolien und stabile Bezüge zur Herstellung einer mütterlich konnotierten Weiblichkeit im Diskurs der Trennungs- und Scheidungsberatung. Als inhaltlicher Konnex zwischen den beiden etabliert sich eine Emanzipationssemantik, die je nach Relation anders gefüllt wird.

In der *ersten Relation* erhält Weiblichkeit ihre inhaltlichen Konturen aus dem Bezug auf das Geschlechterverhältnis und pendelt *zwischen Emanzipation und Unterwerfung*. Emanzipation wird diskursiv als Befreiung aus einer

belastenden Paarbeziehung gedeutet und auf die Trennungsinitiative der Mütter zurückgeführt. Der beraterische Diskurs legt die ehemalige Paarbeziehung als ein Machtverhältnis aus, innerhalb dessen Frauen als Unterwerfene und Männer als Dominante positioniert werden:

„Also in der sich auflösenden Beziehung, denke ich, hat die Mutter eine Menge Autonomie gewonnen, wo unter so unter Partnerschafts- oder Ehevorzeichen sie sich eher so in der klassischen Frauenrolle mit Abhängigkeiten gesehen hat und wo er so von seiner Art her den Dominanten () ausgeübt hat und sie das erst mal abgelegt hat. Und ich glaube, das ist für sie der schwierige Prozess gewesen, so die eigene Definition auch ernst zu nehmen.“ (B10: 144-149)

Durch die Fallgeschichten über Mütter, die aus eigener Initiative ihre Partner verlassen haben, wird die Machtpositionierung zugunsten der Frauen verschoben. Die Trennung erscheint als nachvollziehbare Konsequenz einer asymmetrischen Geschlechterbeziehung und als ein durchdachter Schritt von Frauen auf dem Weg zur persönlichen Autonomie. Diese Deutung vollzieht der Diskurs mittels diverser argumentativer Strategien, wie etwa durch biographisierende Rekurse auf die Paargeschichte oder genderkonnotierte Polarisierungen, z.B. zwischen der jüngeren, selbstbewussten, dennoch in der Ehe unterworfenen Frau, die perspektivisch agiere und sich fortbewege, und dem bedeutend älteren Mann, der in seinen konservativen Vorstellungen feststecke. Das Geschlechterverhältnis bleibt auch nach der diskursiven Verschiebung der Machtpositionen als asymmetrisch konzipiert.

In der *zweiten Relation*, der Elternschaft, wird Weiblichkeit als Inbegriff elterlicher Sorge entwickelt und gefestigt. Sorge legt der beraterische Diskurs als eine Typik von Mutterschaft aus und betont sie in ihrer allumfassenden und uneingeschränkten Ausübung im Alltag der Kinder.⁶ Dennoch werden Mütter diskursiv mit Inkonsequenz ausgestattet und zur Arbeit an einem konsequenten Erziehungsverhalten aufgerufen. Die Emanzipationssemantik, die der beraterische Diskurs hier aktiviert, bedeutet Gewinn an Souveränität im Verhältnis zum Kind:

„Und sie ist, sie sieht das schon auch alles, was auch gerade für die Kinder notwendig ist, hat es aber auch manchmal schwer, das wirklich durchzuhalten oder durchzusetzen. Diese Konsequenz, das ist dann für sie auch ganz schwer.“ (B18: 62-65)

In dieser Relation bewegt sich Weiblichkeit *zwischen Konsequenz und Inkonsequenz*. Bei der Analyse des empirischen Datenmaterials wurde „In-/Konsequenz“ als ein in-vivo-Kode gebildet. Die Kontrastierung innerhalb des gesamten Datenmaterials zeigt, dass Inkonsequenz als eine typisch weibliche Eigenschaft interpretiert wird. In den Aussagen über Väter wird Inkonse-

6 Für eine ausführliche Erläuterung der Konstruktion von mütterlicher und väterlicher Sorge im beraterischen Diskurs vgl. Halatcheva-Trapp (2017, 2018). Über väterliche Sorge sei kurz gesagt, dass sie diskursiv nicht verhindert, sondern raum-zeitlich eingeschränkt und in Abstufungen von Selbstverständlichkeit verhandelt wird.

quenz ein einziges Mal im gesamten Datenmaterial erwähnt. In Bezug auf Mutterschaft hingegen taucht Inkonsequenz regelmäßig auf, wenn auch als alleiniger – sagbarer – Kritikpunkt, und markiert den Beratungsbedarf von Frauen als Müttern.

Zusammenfassend werden Frauen im Diskurs der Trennungs- und Scheidungsberatung mit einem Ruf nach Emanzipation und Autonomie adressiert. In seiner inhaltlichen Ausrichtung bringt dieser Ruf zwei Relationen hervor und knüpft zum einen an die ehemalige Partnerschaft und die vollzogene Trennung, zum anderen an die Elternschaft an. Als emanzipiert erweist sich die Frau, die einen dominanten Mann verlässt und damit konsequent die Machtverhältnisse in der Paarbeziehung umkehrt. Emanzipiert ist aber auch die Frau, die sich als Mutter einen souveränen und konsequenten Erziehungsstil aneignet. Das Motiv weiblicher Emanzipation ist eng mit der Zuschreibung von Rationalität verbunden. Beide Deutungen transportieren die Erwartung, dass Frauen als Mütter sowohl die Arbeit an der Nachtrennungsbeziehung als auch die Arbeit am Selbst beherrschen. Diese Erwartung wird regelmäßig mit der Idee einer Selbstverständlichkeit weiblicher Sorgekompetenzen untermauert. Weiblichkeit und Mütterlichkeit bilden diskursiv eine Einheit, eine kohärente (wenn auch leicht inkonsistente) Deutungsfigur – rationalisierungsfähig und selbstoptimierend, partnerschaftlich, sorgend und emanzipiert. Das eigene Selbst wie Umfeld zu hinterfragen und reflexiv zu ergründen, erweist sich im Diskurs als eine typisch weibliche Kompetenz, die helfen würde, biographische Umbrüche zu bewältigen, wie etwa eine Trennung oder Scheidung.

3 Theoretische und empirische Verortung: Geschlechterwissen im Diskurs der Beratung

Welches Geschlechterwissen transportiert der beraterische Diskurs und was sagt dies über das Verhältnis von Weiblichkeit und Mütterlichkeit aus? Welche Wissensprobleme bündeln die Kategorien *Rationalität* und *Relationen* und welche Lösungen sind darin enthalten? Diese Fragen interessieren hier vor dem Hintergrund des reformierten Sorgerechts im Jahr 1998. Durch das gemeinsame Sorgerecht nach elterlicher Trennung oder Scheidung soll dem Kind ein Fortbestehen des Kontakts zu *beiden* Eltern ermöglicht werden. Zugleich geht der Gesetzgeber davon aus, dass *beide* Eltern ihre Verantwortung für das gemeinsame Kind auch nach der Trennung teilen werden. Das Kindeswohl gilt dabei als zentrale Referenz des elterlichen, beraterischen und richterlichen Handelns. Stellen wir die präsentierten Befunde in den soziohistorischen Kontext der Kindschaftsrechtsreform und in den institutionellen Kontext der Trennungs- und Scheidungsberatung, wird deutlich, dass mit

Rationalität und *Relationen* auf drei Wissensprobleme dieses Gegenstandsreichs geantwortet wird. Das ist erstens die elterliche Kommunikation, deren Fortbestehen und Qualität durch das diskursive Gebot einer Rationalisierung von Gefühlen abgesichert wird. Das ist zweitens die alltagspraktische Ausübung der gemeinsamen elterlichen Sorge, diskursiv eingelöst durch die Erwartung einer Selbstverständlichkeit von weiblichen Sorgekompetenzen. Und schließlich wird mit *Rationalität* und *Relationen* das Geschlechterverhältnis problematisiert. Der Diskurs der Beratung (re-)produziert dieses Verhältnis in der Version eines Herrschaftszusammenhangs (vgl. Bereswill 2008: 102). Geschlecht wird als Differenzierungskategorie eingesetzt, die das Beziehungsgefüge in Familien strukturiert und Müttern und Vätern ungleiche Positionen zuordnet – in der (ehemaligen) Partnerschaft wie auch in der Elternschaft. Diese diskurseigenen Problemwürfe geben Auskunft darüber, welches Geschlechterwissen im Feld der Trennungs- und Scheidungsberatung virulent ist. Es handelt sich um ein mutteraffines Geschlechterwissen. Die Mutterfigur wird stark gemacht und dies im doppelten Sinne – pragmatisch und diskursiv-symbolisch. Der Diskurs befähigt sie dazu, die elterliche Nachtrennungsbeziehung partnerschaftlich zu gestalten und mit Blick auf das Kind auf Dauer zu stellen. Im Zuge dieser pragmatischen Zuschreibung wird die Mutterfigur auf einer diskursiv-symbolischen Ebene als diejenige festgeschrieben, die die benannten Wissensprobleme auch lösen kann. Kurz: Frauen als Mütter erweisen sich als die Hoffnungsträgerinnen des beraterischen Diskurses um Elternschaft nach Trennung und Scheidung. Dieser Befund verwundert insofern, als das reformierte Sorgerecht die Bedeutung von Müttern und Vätern für das Kindeswohl gleichermaßen hervorhebt, und Beratung auf die aktive Beteiligung beider Eltern abzielt. Wissenssoziologisch verweist dieses Paradox auf die kulturelle Wirkmächtigkeit des Mythos von der Mutter, die zu ihrem Kind gehört (Knaut 2016: 567) – ein Mythos, der „weitergetragen, und mit immer neuen, der jeweiligen Epoche angepassten Deutungsmustern stabilisiert und unterfüttert“ (ebd.) wird. Der beraterische Diskurs reproduziert ihn, indem er Mütter als zentrale Akteurinnen der (reorganisierten) Familie positioniert. Zugleich erfährt der Mythos eine spätmoderne Transformation, die mit Bezug auf das Konzept der Geschlechtercharaktere und dessen Idee von Emotionalität als weibliche Eigenschaft (Hausen 1976: 367) sichtbar wird. Die „Mutter, wesensmäßig als Gefühl definiert“ (ebd.: 392), wird im beraterischen Diskurs mit Rationalisierungsfähigkeit ausgestattet – im Sinne einer Kompetenz zur gelingenden Ausgestaltung der gemeinsamen Sorge, die nach elterlicher Trennung maßgeblich auf Absprachen und Koordination im Alltag angewiesen ist.

Empirisch fügen sich die Ergebnisse nahtlos in die soziologische Forschung zu beraterisch-therapeutischen Diskursen um Familie, Intimität und Geschlechterbeziehungen. Das Rationalisieren von Gefühlen, ihre Überführung in Prinzipien der politisch-öffentlichen Demokratie wie Verhandlung,

Fairness, Egalität, wird als der rote Faden und das Ergebnis einer Verflechtung von therapeutischem und feministischem Vokabular analysiert (vgl. etwa Giddens 1993; Illouz 2009). Obwohl seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert zunehmend Väter als Sorgende verhandelt werden, gelten Erziehung und Sorge für die Kinder weiterhin als typische Aufgaben von Müttern (vgl. Scholz/Lenz/Dreßler 2013). Frauen erfahren in diesen Diskursen eine gesonderte Positionierung, denn ihnen wird mehr Selbstreflexion und Kompetenz zugeteilt, partnerschaftliche Beziehungen unter den Anforderungen der Reflexiven Moderne zu gestalten. Diese Zeitdiagnose von Giddens (1993: 73), die er mit der Lektüre von Beziehungsratgebern entwickelt, ist ein anschauliches Beispiel dafür, wie Soziolog*innen als „Agent(inn)en der Diskurse“ (Keller 2012: 99, Hervorheb. im Orig.), die sie untersuchen, zur Kanonisierung von Geschlechterwissen beitragen.

4 Zur empirisch begründeten Theoriebildung an der Schnittstelle von wissenssoziologischer Diskurs- und Geschlechterforschung

Der Entwurf einer mütterlich konnotierten Weiblichkeit als *rational* und *relational* stellt eine gegenstandsbezogene Theorie mittlerer Reichweite dar, die mit den empirischen Daten entwickelt wurde und für den Bereich der Trennungs- und Scheidungsberatung relevant ist (vgl. Strauss 1998). Ihr liegt ein sozialkonstruktivistisches Verständnis zugrunde: Weiblichkeit wird als ein historisch präformiertes und normativ aufgeladenes soziales Konstrukt betrachtet. Der Prozess der Theorieentwicklung ist selbst theoriegeleitet, denn er ist eingebettet in den konzeptionellen Rahmen des Theorie- und Forschungsprogramms der WDA. Geschlecht lässt sich aus dieser Perspektive als Produkt institutionalisierter Wissensordnungen und Wissenspolitiken theoretisch fassen und empirisch untersuchen. Dieser Zugang macht auf Interpretationsmuster und diskursive Strukturierungen aufmerksam, auf ihre Herausbildung im Zusammenspiel von Argumentationen und Ressourcen sowie auf die Mittel und Arenen ihrer Konventionalisierung oder Verhinderung. Eine wissenssoziologisch-diskursanalytische Betrachtung des Verhältnisses von Mütterlichkeit und Weiblichkeit ist anschlussfähig an die Konzeption von Geschlecht als einer Wissenskategorie, die gesellschaftliche Handlungs- und Aussagepraktiken organisiert und symbolisiert (von Braun 2006: 10). Betont werden damit die gegenseitige Durchdringung von Wissens- und Geschlechterordnungen und die Frage „nach dem Wert, der Funktion und den Konsequenzen von Differenzierungen, Polarisierungen und Hierarchisierungen in historischen, sozialen, politischen und kulturellen Kontexten.“ (Ste-

phan 2006: 62) In den Blick geraten nicht lediglich die semantischen Inhalte kulturell erzeugter Differenzen zwischen den Geschlechtern, sondern auch die Differenzierungen (vgl. Wilz 2008), die Sinnsetzungsprozesse also, welche Geschlecht herstellen, variieren und umdeuten. Die methodologisch-methodische Umsetzung dieser Perspektive geht von einem ko-konstruktiven Wechselverhältnis von Theorie und Empirie aus, mit dessen gegenstandssensibler und reflektierter Handhabung die komplexen Verflechtungen von Wissen, Diskurs und Geschlecht beleuchtet werden können.

Literatur

- Bereswill, Mechthild (2008): Geschlecht. In: Baur, Nina/Korte, Hermann/Löw, Martina/Schroer, Markus (Hrsg.): Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS, S. 97-116.
- Braun, Christina von/Stephan, Inge (2013): Einführung Gender@Wissen. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag, S. 11-53.
- Braun, Christina von (2006): Gender, Geschlecht und Geschichte. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.): Gender-Studien. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler, S. 10-51.
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Halatcheva-Trapp, Maya (2018): Elternschaft im Wechselspiel von Deutungsmustern und Diskurs. Ein wissenssoziologischer Blick auf die Trennungs- und Scheidungsberatung. Wiesbaden: Springer VS.
- Halatcheva-Trapp, Maya (2017): Alltagsnähe und Autonomie. Mutterschaft als Deutungsfigur im Diskurs der Trennungs- und Scheidungsberatung. In: Tolasch, Eva/Seehaus, Rhea (Hrsg.): Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 289-302.
- Halatcheva-Trapp, Maya (2016): Grounded Theory Methodologie und Deutungsmusteranalyse – am Beispiel der Erforschung von Elternschaftsdiskursen in der Familienberatung. In: Equit, Claudia/Hohage, Christoph (Hrsg.): Handbuch Grounded Theory – von der Methodologie zur Forschungspraxis. Weinheim: Beltz Juventa, S. 361-378.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Ernst Klett, S. 363-393.
- Illouz, Eva (2009): Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Keller, Reiner (2014): Wissenssoziologische Diskursforschung und Deutungsmusteranalyse. In: Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Scholz, Sylka (Hrsg.): Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: Springer VS, S.143-159.

- Keller, Reiner (2012): Der menschliche Faktor. Über Akteur(inn)en, Subjektpositionen, Subjektivierungsweisen in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Keller, Reiner/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie der Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 69-107.
- Keller, Reiner (2008): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS.
- Knaut, Annette (2016): Geschlechterwissen und das soziale Imaginäre. In: Raab, Jürgen/Keller, Reiner (Hrsg.): Wissensforschung – Forschungswissen. Beiträge und Debatten zum 1. Sektionskongress der Wissenssoziologie. Weinheim: Beltz Juventa, S. 562-573.
- Scholz, Sylka/Lenz, Karl/Dreßler, Sabine (Hrsg.): In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute. Bielefeld: transcript.
- Schütze, Yvonne (1986): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. Hannover: B. Kleine Verlag.
- Stephan, Inge (2006): Gender, Geschlecht und Theorie. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.): Gender-Studien. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler, S. 52-90.
- Strauss, Anselm L. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Strübing, Jörg (2008): Pragmatismus als epistemische Praxis. Der Beitrag der Grounded Theory zur Empirie-Theorie-Frage. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 279-311.
- Tolasch, Eva (2016): Die protokollierte gute Mutter in Kindstötungsakten. Eine diskursanalytische Untersuchung. Wiesbaden: Springer VS.
- Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.) (2008): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS.

Autor_innen

Meike Sophia Baader ist Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Universität Hildesheim. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschichte von Kindheit, Jugend und Familie; Childhood Studies; Geschlechterforschung; Diversity; Religion und Erziehung; Erziehung, Bildung und soziale Bewegungen; 68 und die Pädagogik; sexualisierte Gewalt; Erinnerungskulturen; erziehungswissenschaftliche Hochschulforschung.

Arzu Çiçek ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Geschlecht und Diversität im Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Wuppertal. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Migrationspädagogik, Alterität, Dekonstruktion und Rassismuskritik.

Frauke Grenz, M.A. wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaften, Abteilung Erziehungswissenschaft, Arbeitsbereich Geschlechterforschung der Europa-Universität Flensburg. Arbeitsschwerpunkte: Gender und Queer Studies, Bildungs-, Diskurs- und Subjekttheorien, Diskursanalyse.

Maya Halatcheva-Trapp studierte Soziologie und Psychologie und promovierte in Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Derzeit ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Dortmund, Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie, Institut für Soziologie. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Wissenssoziologie und Diskursforschung, interpretative Familiensoziologie, Wissenschaftssoziologie, Soziologie der Emotionen, Qualitative Methoden und Methodologien der empirischen Sozialforschung.

Melanie Kubandt ist derzeit Vertretungsprofessorin für Pädagogische Kindheits- und Familienforschung in der Abteilung Kindheit, Familie, Frühe Bildung an der Universität Osnabrück. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterforschung in der (frühen) Kindheit, Professionalität in Kindertageseinrichtungen, Sprache im Kindesalter, qualitativ-rekonstruktive Forschungszugänge.

Antje Langer ist Professorin für Schulpädagogik mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Paderborn. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterforschung und -theorie, Sexualität und Sexualpädagogik, Institutionenforschung, Körpersoziologie, Diskursanalyse und Ethnographie.

Bastian Lasse studiert an der Universität Bielefeld im Master Literaturwissenschaft und arbeitet dort als wissenschaftliche (FH/BA) Hilfskraft an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft. Die Arbeitsschwerpunkte

liegen im Bereich der Postkolonialen Studien, der Erzähltheorie sowie der Geschlechtertheorie.

Claudia Mahs, Dr. phil., Studium der Pädagogik und Kunst an der Universität Paderborn. Sie arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaften und ist Geschäftsführerin des Zentrums für Geschlechterstudien/Gender Studies. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung.

Astrid Messerschmidt ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Geschlecht und Diversität am Institut für Erziehungswissenschaft der Bergischen Universität Wuppertal. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Migrationsgesellschaftliche und geschlechterreflektierende Bildung, Rassismus- und Antisemitismuskritik, Pädagogik in den Nachwirkungen des Nationalsozialismus.

Anna Orlikowski, Dr. phil., Studium der Philosophie, Pädagogik und Kunst an der Bergischen Universität Wuppertal; 2010 Promotion zum Spätwerk von Maurice Merleau-Ponty. Seit mehr als 10 Jahren im Hochschulbereich in Lehre, Forschungsprojekten und Weiterbildung tätig. Seit 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach Sozialwissenschaften an der Universität Vechta. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Phänomenologie; Philosophie der Leiblichkeit; Sozial- und Kulturphilosophie; Intersubjektivität und Gender Studies.

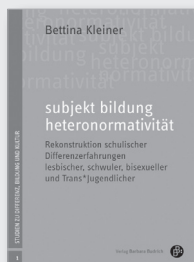
Carrie Paechter is Professor of Education and Director of the Nottingham Centre for Children, Young People and Families at Nottingham Trent University. Carrie's research is focused around questions of identity and childhood. She is particularly interested in what it means to be a gendered, embodied child and how this is understood by children themselves. Other research foci include: LGBTQI+ parented families and schools; spatiality and schooling; power/knowledge, gender and curriculum; ideas about legitimacy, especially within communities of practice; online learning in divorce and similar life events.

Barbara Rendtorff ist Professorin für Schulpädagogik mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Paderborn. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Theorien von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen sowie die Tradierung von Geschlechterbildern in pädagogischen Kontexten.

Studien zu Differenz, Bildung und Kultur



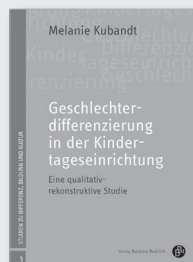
Band 1



Band 2



Band 3



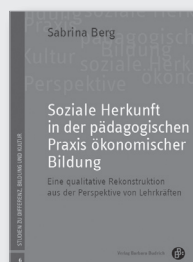
Band 4



Band 5



Band 6

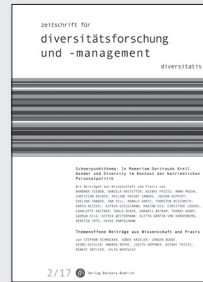


Im Zentrum der Reihe „Studien zu Differenz, Bildung und Kultur“ stehen Fragen nach Ausdrucksgestalten von pädagogischen Ordnungen und Konstruktionen sozialer Differenzkategorien in Bildungsprozessen. Der methodologische Zugriff ist qualitativ-rekonstruktiv auf die soziale Praxis der Akteur*innen in ihren Handlungsfeldern ausgerichtet. Die Reihe versammelt schul-, unterrichts- sowie bildungstheoretische Studien.

Kultur- und praxistheoretisch fundierte Perspektiven in der erziehungswissenschaftlichen Forschung zu Bildung und Schule begreifen das Soziale als Resultat von Konstruktionen. Dabei richtet sich der Blick auf die soziale Praxis der Akteur*innen und die darin deutlich werdenden sozialen Ordnungen innerhalb der jeweiligen Handlungsfelder.

www.budrich.de

Unsere Fachzeitschriften



- alle Einzelbeiträge im Download (kostenpflichtig oder im Open Access)
- verschiedene Abonnement-Varianten (Privat + Institutionen)
- Online-Freischaltung über IP (Mehrplatzlizenzen für Institutionen)
- wachsende Open Access-Bereiche

Als AbonnentIn mit einem Kombi-Abo Print + Online bekommen Sie Ihr Heft bequem nach Hause geliefert und haben zusätzlich Zugriff auf das gesamte Online-Archiv der jeweiligen Zeitschrift.

Kontakt

Josef Esser

Tel +49 (0)2171.344594 |

Fax +49 (0)2171.344693

info@budrich-journals.de



www.budrich-journals.de